



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundwanzigster Jahrgang.

N^o. 29.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Gras Rubezahl.

Roman
von
Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

IX.

Ich verließ nach einer Weile allein die Küche, setzte mich unfern des Hauses auf eine Bank und häkelte mit Ungeßüm darauf los. Ich war im hellen Kern, ich schaute auf das schnell im Halbdunkel vorüberschießende Wasser und meine Gedanken kamen und gingen ohne Unterlaß und Raß.

Noch niemals hatte ich eine ähnliche Empfindung gehabt wie heute Abend, noch niemals war ich so erregt gewesen. Der Anblick jenes Fremden, die ganze Szene zwischen Grete und ihm hatten einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth gemacht. Unwillkürlich mußte ich ihn in Schutz nehmen.

„Ist es wohl gestattet, einen Augenblick von diesem traulichen Platze aus den herrlichen Blick auf die Berge und den Strom zu bewundern?“

Ich blickte auf, — gewiß ebenso erzürnt und abweisend wie Grete vorhin, nur nicht ein tausendstel Theil so reizend, so verführerisch wie Jene. Ein Mann von einigen dreißig Jahren stand vor mir, den Hut in der Hand, sich höflich verneigend, der Maler Nummer Vier augenscheinlich, der Letzte, welcher uns noch fehlte bisher. Ich machte Miene, mich zu erheben. Augenblicklich trat derselbe zurück.

„Ich würde es mir niemals vergeben, eine Dame zu verschrecken,“ sprach er sichtlich betroffen und mit einem etwas fremdländischen Accent.

Das Auftreten dieses Herrn war ein so bescheidenes, so respektvolles, ich schämte mich augenblicklich meiner ersten Wallung und blieb sitzen; ich rückte sogar ein wenig zur Seite, um ihm Platz zu machen.

Er ließ sich zögernd auf dem andern Ende der Bank nieder, machte mir eine halbe Verbeugung und hielt dann die Hand wie einen Schirm beschattend über seine Augen.

„Wie schön!“ murmelte er und blickte in die Ferne.

Ich hatte Muth, ihn unbeobachtet zu betrachten, während er dasaß, gleichsam absorbiert durch den Zauber des landschaftlichen Bildes. Es war nichts Besonderes an ihm zu entdecken, ein Allerwelto Gesicht — ein gutes Gesicht allerdings, braunes Haar und ein Schnurbart unter der etwas hervorspringenden Nase, ein freudlicher Mund und ein fleischiges Kinn. Ich konnte die Farbe seiner Augen nicht erkennen, ich bemerkte nur ihren schwärmerischen Glanz.

Auch die Kleidung dieser neuen Bekanntschaft bot nichts Besonderes. Vielleicht ist er gar kein Maler, dachte ich. Seine Worte belehrten mich aber bald eines Besseren.

„Welche paradiesische Landschaft, — welche weichen, gesättigten Tinten!“ sprach er leise und mehr wie zu sich selbst. „Und der Strom, wie er erglänzt, so stahlgrau

und purpurn, beinahe unheimlich, als schwämme Blut darauf.“

Ich folgte ihm mit den Augen, es war mir seltsam und neu, daß mir Jemand das erklärte, was ich täglich sah.

Ich hätte gern aus Höflichkeit etwas erwidert, aber ich fand nicht gleich die passenden Worte.

„Welch' eine Meisterin ist die Natur und mit wie Wenigem wirkt sie! — Welche Harmonie! O! Niemals werden wir etwas Besseres sein, als höchstens arme Stümper! . . . Wir sehen das Alles und wir fühlen es, — hier — wir staunen die Größe Gottes an . . . aber nachmachen können wir das nicht!“

„Es ist in der That sehr schön,“ stotterte ich etwas linksch.

„Sie leben immer hier, mein Fräulein, oder sind Sie nur zum Besuch in dieser Gegend?“ frug er, wieder Platz nehmend, ein wenig mehr in der Mitte der Bank — mir näher also.

Ich erröthete unter dem geraden, intelligenten und ruhigen Blicke seiner Augen.

„Ich wohne hier bei meinem Onkel,“ versetzte ich betreten.

Er sah mich an, ein wenig erstaunt, dünkte mich, und als wartete er noch auf etwas. — Um des Himmels willen, — er hielt mich doch nicht etwa gar für die Nichte des Wirths! — Ich erröthete lebhaft bei diesem Gedanken, ich fühlte, wie meine Wangen glühten.

„Mein Onkel besitzt dort oben den Hirschenthaler Hof,“ fügte ich etwas hastig hinzu. „Der Kretscham gehört nur zu seinem Territorium und ist verpachtet, mein Herr.“

Er nickte, als wollte er sagen: ich konnte es mir denken. Dann sagte er laut, mit einer obligaten Bewegung des Kopfes:

„Mein Name ist Arndt — Georg Arndt, Landschaftsmaler aus Berlin. — Ich freue mich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen!“

Ich verneigte mich ebenfalls ein wenig, sprach aber nichts. — Also dieses war ein Berliner (ein Wunderthier für mich thörichtes Landkind damals), und ich hatte ganz bestimmt geglaubt, der Andere wäre einer, mit seinen weißen Händen und seinem spöttischen Munde. Welch' eine Ueberraschung! — Uebrigens war er nach meiner Meinung mit den Anderen gar nicht zu vergleichen. Herr Georg Arndt, welcher natürlicherweise nicht ahnte, was in mir vorging, fuhr unterdessen fort:

„Ich mache alle Jahre eine größere Studienreise. — Ein Zufall war es, welcher uns dieses Mal hieherführte, in diese abgelegene, wenig bekannte Gegend. Wir sahen die Skizzen eines jungen Mannes — eines halben Knaben noch, um es besser zu sagen, welche dieser als Kind hier entworfen hat, Karl Weisse ist sein Name, der Sohn eines verstorbenen Pfarrers hier aus der Gegend, der in Berlin auf dem Klostersgymnasium ein Stipendium hat.“

„Pastors Karl?“ rief ich lebhaft erfreut. „Sie kennen ihn?“ frug er mit einem warmen, etwas längern Blick auf meine Person.

„O gewiß, und ich kenne auch seine Malereien,“ versetzte ich, ebenfalls warm werdend.

„Nun — mein Fräulein, diese kindischen Versuche brachten uns zum Entschluß, den Strom weiter hinauf, hierher zu gehen, um die Gegend zu exploiriren gewissermaßen. —

Dieser Gedanke, so scheint es mir zum wenigsten, war ein sehr glücklicher. Wir kamen erst gestern Abend hier an und schon gleich am ersten Tage fanden wir reiche Ausbeute. Der Wolfsgrund und die Pascherschlucht dort drüben sind zwei prächtige Motive, das Flußthal hier, bei Abendbeleuchtung besonders, ist von bezauberndem Reiz. Dazu kommt die freundliche Aufnahme in jenem Hause, die gute Küche der Frau Renata . . . auch mit der Einsamkeit ist es nicht so schlimm bestellt, wie wir uns dachten,“ fügte er verbindlich hinzu und machte eine Bewegung mit der Hand.



Gotthold Ephraim Lessing. (S. 342.)

Er sah mich an, nahm die Hand herunter und deutete dann auf den graurothen Horizont, auf welchem einige goldene Wölkchen schiffen wie Schwäne.

„Welche Feinheit der Zeichnung, welche Glut!“ Er erhob sich plötzlich . . . „Und welche Zartheit in jenen Uebergängen! . . . Unerreichbar . . . unübertrefflich!“

In der That, wenn ich mir es genauer überlegte, der Himmel war heute ganz besonders schön bei dieser eigenartigen Beleuchtung, und die Berge setzten sich beinahe schwarzblau gegen ihn ab. Aber wie das nur Jemand so in Worte fassen konnte!

Der Fremde gefiel mir immer mehr, er sprach so verständlich und seine Stimme hatte einen so angenehmen, biedernden Ton, — seine Bildung imponierte mir gewaltig.

„Man darf nicht immer die zumeist betretenen Wege gehen,“ fuhr er fort, und mich dummes Ding dünkte es, als sagte er dies abermals mit besonderer Bedeutung, und wußte gar nicht, wohin ich meine Augen wenden sollte vor Beschämung. Es hatte mir ja noch niemals Jemand eine Artigkeit gesagt, außer meiner Cousine Gretchen, mir lief es siedendheiß über den Rücken. Heute bin ich zweifelhaft, ob meine Erregung nicht eine völlig unnütze war. Jener dachte möglicherweise gar nicht daran, die Worte so direkt auf mich zu beziehen, und wie sollte er dies auch? Er sah mich ja heute zum ersten Male und nur in der halben Dämmerung. Meinen schiefen Rücken allerdings, den konnte er nicht bemerken, denn ich drehte ihn immerfort die Frontseite zu und hielt mich so gerade, daß meine Muskeln mich schmerzten.

„Sie könnten mir gewiß ein wenig Auskunft geben über die malerischsten Punkte in der nächsten Umgebung, da Sie hier zu Hause sind, mein Fräulein!“ fuhr er fort. „Um Vergebung, — wie darf ich Sie nennen?“

„Marie Lichtensfels,“ versetzte ich erröthend. „Mein Onkel Steinau wird das besser können wie jeder Andere, denn er durchstreift fast täglich den Wald und das Gebirge.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, — ich werde mich bemühen, die Bekanntschaft Ihres Herrn Onkels zu machen.“

„Also bleiben Sie und jener übermüthige Mann mit dem interessanten Kopfe noch längere Zeit hier in der Gegend,“ dachte ich mit einer unwillkürlichen freudigen Regung.

„Heda — holla! — Georg Arndt! . . . Mensch — wo steckst Du denn?“ rief in diesem Augenblicke eine Stimme, gleich einer von den Trommeten Jerichos. „Das Essen wird kalt und der Wein wird warm!“

Der höfliche Fremde erhob sich schnell.

„Man ruft mich,“ sprach er, sich entschuldigend. „Ich bitte nochmals um Verzeihung, Sie gestört zu haben, mein Fräulein, aber wir Maler sind nun einmal ein wenig egoistisch.“

„O, durchaus nicht,“ stotterte ich; dann verneigte er sich mit Anstand und ging in's Haus.

Auch ich erhob mich. — Wo nur Grete war? — Ich fand sie im Garten und in guter Gesellschaft. — Unser neuer Pastor, ein junger Mann noch, hatte vor Kurzem geheiratet, ein armes, aber adeliges Fräulein, und mit dieser sah er jetzt auf der Terrasse und Gretchen bei ihnen. Ich hatte sie gar nicht kommen sehen.

Ueberhaupt, — der ganze Garten war heute Abend voller Menschen; war es das schöne Wetter, das sie herbeilockte, oder die Kunde von der Ankunft der fremden Herren, — kurzum, die ganzen Honoratioren aus der Umgegend hatten sich hier versammelt, während ich plaudernd unten am Ströme saß, hinter den Haselnüssen verborgen, nur der Onkel fehlte.

Ich setzte mich zu meinen Bekannten: ich ließ mich nicht zweimal bitten, zuzulangen, auch meine Blide ließ ich weidlich herumschweifen über die Anwesenden, während ich sah.

Unten auf der ersten Stufe und zunächst dem Kretscham, saßen die Bauern, Dekonomen und Forstleute, auf der zweiten die Maler, seitabwärts wir, — ganz oben Magister Erbe mit zwei Grenzaufsehern, welche der unheimliche Mensch tüchtig zu trinken nöthigte. — Die Flammen einiger Laternen und Windlichter erhellten mit magischem Schein die grünen Blätter und die Gesichter der darunter Sitzenden. Am prächtigsten war es bei den Malern, deren sauber gedeckter Tisch beinahe Tageshelle verbreitete, eine wahre Illumination, um die sich das Andere gruppirt.

Es sah das geradezu feenhaft aus nach meinen einfachen Begriffen, und am meisten wohl nur deshalb, weil aus jenem Strahlenkranz von Lichtern, über Teller und Flaschen hinweg, der schmale, interessante Kopf mit dem spöttisch lächelnden, verführerischen Munde und gerade gegenüber saß.

Die fremden Herren verzehrten das dampfende Fleisch und hernach die gelben Spedysammelchen der wackern Frau Renata mit Appetit, aber verhältnismäßig schweigsam, unter dem Anschauen einer großen Zahl von Gästen, welche sämmtlich ihre Augen neugierig auf sie gerichtet hielten, allmählig aber brach ihre Heiterkeit wieder lauter hervor, als der erste Hunger erst gestillt war und der Wein anfang zu wirken, es dauerte nicht lange, so thaten sie hier ganz wie zu Hause.

Jener dicke Herr Liebmann war es vornehmlich, welcher in Witzen und Scherzreden geradezu unverwundlich war und der allmählig auch die Umstehenden mit fetter, zuerst uns und dann die Uebrigen.

Der Herr Pastor ließ ebenfalls Wein kommen, wir fraternisirten und unsere Tische wurden nebeneinander gestellt. Bald sah Alles im bunten Durcheinander und lautete den hellen Silberklängen einer Schlagzither, welche mein Ideal mit einer Kunstfertigkeit schlug, die auf mich geradezu überwältigend wirkte. Ich sah, auch Grete war bewegt; etwas blaß und mit großen, glänzenden Augen sah sie starr in das Licht, mir aber war es, als müßten jene zarten, vibrierenden Töne mir die Brust zersprengen, und wider Willen traten mir die Thränen in die Augen.

Welch' ein Abend! — Welch' ein Ereigniß für die ganze Umgegend und für uns! — Wir hörten ja niemals andere Musik, als den Gesang der Gemeinde in der Kirche, und wenn's hoch kam, eine verstimmte Drehorgel, oder etliche böhmische Brüder, welche sich hieher verirrt.

Mit einem Blicke zu Gretchen hinüber, welche denselben überjah, begann Konstantin von Bodmann (dies war der Name meines Vols) nach einer kleinen Pause ein lebhaftes Vorspiel, dann ein zweites, fast herausforderndes Ausblitzen seiner dunklen Augen, und er begann zu singen:

„Mein Anecht, keh' auf und satte schnell,
Und wirf dich auf das Kof.
Und jage rasch, durch Wald und Feld,
Nach König Duntan's Schloß.“

Dort schleiche in den Stall und wart',
Bis dich der Stallbub' schaut.
Den forsch' mir aus: Sprich, welche ist
Von Duntan's Töchtern Braut?

Spricht der Bub': „Die Blonde ist's.“
So bring' mir schnell die Rär;
Doch spricht der Bub': „Die Braune ist's.“
So eile nicht so sehr.“

Dann geh' zum Meister Seiler hin
Und laufe einen Strid,
Und reite langsam, sprich kein Wort,
Und bring' mir den zurüd.“

Mit einer stechenden, eifersüchtigen Regung vernahm ich den Text des Liedes. Ich sah Gretchen erröthen, eine Wolke huschte über ihr Gesicht und ihre Stirn zog sich kraus. Später hat sie mir's gestanden, sie hatte vom ersten Augenblicke an eine instinktmäßige Scheu vor dem Sänger, überdies — sie und ich kannten die Worte des Textes, es war die „Vetschaft“ von Heine, wir wußten nur zu gut, warum der Sänger die „Blonde“ mit der „Braunen“ wechselte.

Der Fremde hatte feurig und mit Geschmack gesungen, die derben Hände der Männer sowohl als die zarteren der Frauen klatschten Beifall. Der Wirth und Georg, der Bursch, blieben fleißig am Hinundherlaufe, man rief nach Bier und Wein, man ließ etwas draufgehen heute.

Ich befand mich ein wenig wie im Traume; diese Fülle neuer Eindrücke und unbekannter Regungen, welche auf mich einströmten, der ungewohnte Genug zweier Gläser Wein, der weiche Sommerabend, die Lichter, sein Spiel und seine faszinirenden Augen — wie im Rausche war ich, Alles verschwamm vor meinen trunkenen Augen und meine Pulse klopfen.

Ein vierstimmiges Lied sangen die Fremden hernach, welches begann:

„Zu Rom und im Albanerland,
Wer kennt den Saft vom Iberstrand!“

Es zog weit und feierlich hinaus über den stillflutenden Strom, und in den Zwischenpausen wiederholte drüben leise das Echo die letzten Noten. — Ein heiliger Schauer durchrieselte mich, trotzdem der Text ein ganz weltlicher war. Ich hatte ja aber noch niemals so etwas gehört in meinem Leben, und als sie schlossen:

„Die Thräne, die der Herr vergoß,
Wuchs am Behu zur Traube groß!
Die Traube aus dem Paradies,
Ach! keine Thräne schmeckt so süß!“

da weinte ich selbst meine heißen Thränen und wandte mich ab, damit die Anderen sie nicht sähen.

Der Herr Pastor hielt hernach eine kleine Rede, in welcher er die Fremden willkommen hieß und ihnen dankte für den hohen Kunstgenuß, den sie uns bereitet hatten, — hernach wurde sogar noch ein wenig getanzet drinnen im kleinen Saal, im Honoratiorenzimmer.

Herr von Bodmann betheiligte sich nicht, er spielte den Uebrigen zum Tanze auf. Mich dünkte, er blickte finster und spöttisch drein, ja er runzelte sogar ein wenig die Brauen, während er mit seinen brennenden Blicken meine Cousine verfolgte, welche sich harmlos der Freude des Tanzes hingab. Von mir nahm er natürlich keine Notiz, von mir, der Häßlichen, um mich kümmerte er sich nicht.

— Um so mehr that das aber jener höfliche Herr Arndt aus Berlin, der mir zu meinem Unglück sehr gleichgültig war. — Ich sah ihn zusammenzucken, als seine Hand zuerst mich umfaßte, als sie die schiefe Schulter — den Buckel da hinten berührte, und lächelte schadenfroh, ich weiß selbst nicht weshalb.

Welch' ein Dämon war denn nur in mich hereingefahren! . . .

Als der Mond heraufstieg und verwundert in das stille Thal hineinleuchtete, wohl den Kopf schüttelte über die hell erleuchteten Fenster und das ungewohnte laute Treiben im Kretscham an einem ehrbaren Wochentage, brachen wir auf mit Pastors zusammen. Man gab uns ein Stück Weges das Geleit. Herr Arndt ging an meiner Seite, und als er sich empfahl, sprach er die Hoffnung aus, mich wiedersehen zu dürfen.

Der Andere schritt neben Gretchen her und sprach dasselbe, erhielt aber keine Antwort, weder ein Dank noch ein aufmunterndes Wort kam über ihre Lippen. Eine kleine Verbeugung und ein kurzes: „Gute Nacht, mein Herr!“ das war Alles.

Ich begriff meine Cousine nicht. . . O! — wäre ich an ihrer Stelle gewesen! — Ich thörte, leidenschaftliches Ding, — ich ahnte es damals freilich noch nicht, daß der Himmel uns Menschen, uns Frauen ganz besonders, ein gewisses Etwas mit auf den Lebenspfad gibt, einen Instinkt, durch welchen auch die unerfahrenste, ja selbst die geistig beschränkteste unserer Schwestern das Böse wittert, welches sich ihr nahen will — einem Spiegel gleich, den schon ein Hauch besetzt, den blinde Leidenschaft

nur gar zu oft überläßt, weil sie die Augen schließt und die Sinne verwirrt.

Wir legten uns ziemlich einhellig zu Bett. Ich hörte Gretchen's ruhige Athemzüge, mich aber floß der Schlaf. Ich vergaß sogar mein Nachgabet; unruhig wälzte ich mich auf meinem Lager hin und her, unruhig pochte es in meinem Herzen und in meinen Aern. Heißes Glühen und wilde Bitterkeit warfen abwechselnd mich hin und her wie ein steuerloses Boot auf hoher See. — Großer Gott! — — Warum war denn gerade ich so sehr gestraft, war ich so häßlich und verwachsen?! — Sein kaltes, spöttisches Auge verfolgte mich unaufföhrlich, und doch hatte es niemals auf mich gerührt. —

Ich hörte den Onkel in's Haus kommen, lange, lange nach Mitternacht; gegen Morgen, als der Mond herunter war, schlug der Hund leise an; mit gleichen Füßen huschte ich aus dem Bette und an's Fenster. Schweigend, eilenden Schrittes zog eine lange Reihe von Schmugglern hoch bepackt an unserem Hause vorüber und verschwand zwischen dem dunklen Gebüsch — die schwarze Bande war bei der Arbeit.

X.

Jene Maler blieben über sechs Wochen im Kretscham unten, und außer den vier zuerst Angekommenen fanden sich nach und nach noch einige Andere dazu, welche die Berichte ihrer Kollegen über die Reize der Gegend, vielleicht auch über die billige und gute Verpflegung, die sie bei Frau Renata hatten, hieher und ihnen nach zog.

Es war ein rühriges, lautes Völkchen, und im Handumdrehen stellten sie die ganze Gegend auf den Kopf. — Ueberall traf man sie im Walde und an den lehnendsten Aussichtspunkten mit ihren grauen, pilzähnlichen Sonnenschirmen und ihrem Geräth, die ganze Gegend „schrieben sie ab“ in ihre Skizzenbücher und des Abends erfüllte ihr lautes, lustiges Treiben das ganze Thal.

„Ich weiß mit knapper Noth noch, wie mir der Kopf steht,“ versicherten Wirth und Wirthin uns manches Mal, jedoch nicht mit traurigen Mienen, wie man sich denken kann, denn die fremden Herren brachten ihnen guten Verdienst und zogen viele Gäste herzu. — Unten am Strom hatte man ihnen auf ihr Geheiß eine leinene Badehütte errichtet, den ganzen Tanzsaal und etliche andere Räume ihres Bereichs hatten Jene mit den abenteuerlichsten Fresken und Kreidezeichnungen geschmückt und an allerhand tollen Streichen ließen sie es nicht fehlen. Zwei Hauptvergnügen in ihrer freien Zeit waren das Angeln und die Jagd.

Schon am nächsten Tage hatten die Herren dem Onkel einen Besuch abgestattet. Sie erschienen in pleno und wurden überraschend freundlich aufgenommen. Der gewaltige Rimrod vor dem Herrn hatte in der verfloffenen mondellen Nacht einen Kapitalbirch auf dem Anstande geschossen; dieser wurde auf dem Hofe ausgeweidet, als sie kamen. Nicht ohne Stolz zeigte der Onkel ihn dem städtischen Besuch. Hiedurch kam sogleich ein Jagdgespräch in Gang, bei welchem es sich herausstellte, daß der dicke Herr Liebmann und Herr von Bodmann ebenfalls dem edlen Waidwerke huldigten.

Eines Mehreren bedurfte es nicht. Mein stiller Verehrer frag nur nach den dankbaren Aussichten, und Herr Christoph Scholz, der seine zerrissenen Beinkleider durch ein Paar andere ersetzt hatte, warf manchen feindlichen Blick auf Strom, seinen Widersacher, und das Dachs, die Beide nicht wenig erstaunt zu sein schienen über diesen Besuch, ihren mißtrauischen Blicken und dem gefühlvollen Ohrenspiele nach zu urtheilen.

Was uns Beide anbetraf, Gretchen und mich, so fand der nüchternere Morgen mich etwas kühl, aber blaß, Jene rosig und unbefangen wie immer. Die dunklen Augen, welche auf mich einen so unaussprechlichen Eindruck gemacht hatten, ließen sie unbegreiflicherweise völlig kühl, sie bemerkte ihre Sprache nicht.

Schmerzliche, sturmbevegte Wochen waren es, die nun folgten, — qualvoll und doch so voll Glück, denn meine Augen sahen ihn täglich, meine Gedanken beschäftigten sich mit ihm ohne Unterbrechung, ich spann einen vollständigen Roman. Mein Herz war erwacht — ich liebte. Ach! — trostloser und unverstandener wie ich kann dich wohl keine von meinen Schicksalschwestern thun. Der Gegenstand meiner Reizung vermochte kaum den Widerwillen gegen mich zu verbergen, und daß er mich immer so störend an Gretchen's Seite fand, das, glaube ich, machte ihn mit geradezu zum Feinde. — Ich wagte kaum noch zu ihm aufzuschauen aus Furcht vor seinen finsternen Blicken. War es ein Trost für mich, daß es ihm selbst nicht besser erging als mir? — So sehr nämlich Herr von Bodmann sich in der Gunst des Vaters festzusetzen verstand, so wenig reüssirte er bei der schönen Tochter.

Gretchen, sonst so harmlos und entgegenkommend wie ein Kind, war jenem gewandten Verfolger gegenüber allezeit auf ihrer Hut und verstand es, mit einer Geschicklichkeit ihm auszuweichen, oder ihn mit einer stolzen Art in seine Schranken zurückzuweisen, welche bei einer so jungen und in so einfachen Verhältnissen groß gewordenen Person geradezu in Erstaunen setzen mußte.

Ihr frostiges Wesen, ihre Gewandtheit, mit welcher sie allen seinen noch so feinen Schlingen entging, brachten den verwöhnten Herrn mit der Zeit ganz aus dem Häuschen, sie reizten seine Leidenschaft, anstatt sie abzukühlen, und

wenn auch sein Herz nicht leiden konnte, weil er keines besaß, so bäumten sich doch sein Mannesstolz und seine Eitelkeit hoch empor und brachten ihn halb von Sinnen. — Er war ein gerngesehener Gast beim Vater, auch bei der alten, thörichten Urschel, in deren schwierige Hände so manches Geldstück fiel, ohne daß die ehrliche Seele eine Abnung davon hatte, was man dafür von ihr erwartete — bei der Tochter nicht.

Der Onkel war blind gegen ihn, wie alle Väter und Großväter, und so kam es, daß Herr von Bodmann immer weniger malte und immer häufiger mit dem Onkel auf die Jagd ging, daß er des Abends ein stehender Gast bei uns war und oft bis Mitternacht mit Jenem Ecarté und Piquet spielte.

Seine glühenden Blicke und seine ausgesuchten Schmeicheleien schien Grete niemals zu verstehen, und was das Auffälligste war, nicht ein einziges Mal in der ganzen langen Zeit sprachen wir Beide ein Wort miteinander über Den, welcher mich zum wenigsten am meisten interessirte.

So kam es, daß in jenen Wochen eine gewisse Kühle zwischen uns herrschte, aber niemals wurde diese zu einem Mißklang, trotz der so bewandten Verhältnisse und trotz meiner fieberhaften Erregtheit.

Ich bin der Meinung, Grete wußte ganz genau wie es in mir aussah, aber sie berührte diese Seite nie mit einem Finger, theils aus angeborener Klugheit, theils aus Zartgefühl.

Mit einer seltenen Ausdauer und Güte suchte Herr Arndt aus Berlin mich für das zu entschädigen, was mir von Jenem vorenthalten wurde. Bei jeder Promenade, auf jeder Landpartie wich er kaum auf kurze Augenblicke von meiner Seite. O, theure Mißschwester, lächelt nicht spöttisch! Nicht prahlerische Einbildung von mir ist es, daß ich es hier ausspreche, aber das Wunder geschah, trotz meiner schiefen Schulter und meiner Unschönheit: Herr Georg Arndt aus Berlin wurde mir gut, — ein Maler noch dazu und aus der Residenz — und er bewies mir seinen schlechten Geschmack . . . doch nein, ich würde vorgreifen — ich schweige noch. Du lieber Himmel! wie die Leute dort in unserer Gegend und auch wohl anderswo zu sagen pflegen: ein jedes Töpfle findet ja seinen Deckel.

Ich hätte seelenvolle Augen, eine sanfte Stimme, etwas Geheites in meinem Wesen und machte eine gehaltvolle Konversation, das behauptete er. Du lieber Gott! — wie oft und lange stand ich hernach vor dem kleinen Spiegel und sah in diese seelenvollen Augen und suchte vergeblich. — Aber meine Eitelkeit darf sich dadurch befriedigt erklären für das ganze Leben.

Es war an einem Abende in der Dämmerung, am Tage vor der projektirten Abreise jener Herren, da sah ich Grete blaß und mit brennenden Augen an mir vorübergehen, ohne daß sie mich bemerkte in der kleinen Laube.

„Der Glende!“ knirschte sie ganz aufgeregt und verschwand in Hast hinter der Hofmauer.

Erschrocken erhob ich mich von der Bank, auf welcher ich in träumerischem Hinbrüten gesessen hatte, und wollte ihr nach, da bemerkte ich einen Schatten — ein Mann stand vor mir — er.

„Welch' ein Glück, daß ich Sie finde, mein Fräulein!“ sprach er erregt und erfaßte meine Hand (zum ersten Male). Er gab sich Mühe, möglichst ruhig zu sprechen, er verstand es, sich zu verstellen, wie kein Anderer, aber seine Leidenschaft durchbrach dennoch jede Vorsicht. „Ich bitte, ich beschwöre Sie — verschaffen Sie mir eine Unterredung mit Ihrer Cousine. — Nur kurze drei Minuten . . . es ist da ein Mißverständnis vorgefallen . . .“

Ich sah ihn an; er war bleich, noch bleicher wie Grete, und seine Gesichtszüge hatten etwas Verzerrtes, wild Leidenschaftliches, was mich erschreckte und abstieß, seine nahe zusammenstehenden Augen brannten wie Kohlen.

Mit einem zornigen Runzeln der Brauen sah er mich an. „Warum zögern Sie?“ fragte er mit unterdrückter Wuth und drängte mich zum Thor, „Sie wissen nicht, was Sie thun!“

Man kann sich vorstellen, was ich empfand. Noch immer ruhten meine Blicke fragend und unschlüssig auf ihm. — Was hatte es nur gegeben? — Wie mein thörichtes Herz klopfte, als wollte es zerspringen. — Vater der Gnade! — Warum war ich nicht an Gretens Stelle? ich nicht so geliebt von ihm wie sie! — Hatte der Himmel ein Recht, mich so zu strafen, mußte ich das mit ansehen — war ich nicht ohnedies schon elend genug? —

Trotz meines eigenen Wehes aber fühlte ich Mitleid mit ihm, vielleicht kam auch selbstquälerische Neugierde hinzu, — die Begierde, zu wissen, was inzwischen vorgefallen war, welche bei mir den Ausschlag gab.

„Ich werde thun, wie Sie wünschen, Herr von Bodmann,“ erwiderte ich mit stockendem Athem und ging in's Haus. Den Kopf gesenkt, mit hastigen Schritten und die Hand auf dem Herzen stieg ich eilig die knarrenden Stufen hinauf. Ich klopfte — Niemand antwortete mir.

„Mach' auf, ich bin es!“ rief ich ungeduldig. Der Riegel wurde zurückgeschoben, — ich stand vor Gretens.

„Was willst Du?“ fragte sie rauh und mit einem seltsamen stumpfen Blick.

Ich richtete meinen Auftrag aus, ich verwandte dabei kein Auge von ihr. Sie ergriff meine Hand und zog mich an sich. Sie schüttelte energisch den Kopf und versenkte ihre Blicke in die meinen.

„Nein, nein!“ rief sie nicht laut, aber höhlich und erregt (in meinem Leben hatte ich sie nie so gesehen). „Es ist nicht nöthig, daß ich ihn wieder treffe, — vergessen wir ihn Beide . . . Sieh', diese Hand hier hat ihm Bescheid gesagt auf seine Impertinenz!“

Sie erhob ihre kleine Rechte und lachte auf, ein kurzes, helles Lachen, beinahe lustig klang es, aber ihre Augen brannten zornig dabei und plötzlich stürzten die Thränen stromweis aus ihren Augen.

„Grete — was hast Du?“ rief ich ganz verwirrt und im höchsten Maße erschrocken.

„D!“ schluchzte sie — dann hielt sie plötzlich inne und richtete sich auf. „Nichts, nichts, Marie! — Dieser Herr ist ein schlechter Mensch und ich habe es ihm gesagt!“

Die Thür krachte in's Schloß, — sie war hinausgelaufen, verschwunden. Es war überflüssig, weiter in sie zu dringen, ich kannte sie zu genau.

Ich stand einen Augenblick bebend, unentschlossen da, dann öffnete ich das Fenster und rief auf Gerathewohl hinaus: „Man wird nicht kommen!“ Was es gegeben hat zwischen jenen Beiden, ich habe es niemals erfahren, denn Grete verstand zu schweigen wie keine Andere; ich kann es nicht einmal vermuthen.

Meine Neugierde und Unruhe trieben mich hernach noch einmal hinunter nach dem Kretscham, ich ließ mich von dem Knecht begleiten und nahm Strom als Wächter mit. — Es war eine saure Stimmung drunten bei den Malern, eine rechte Abschiedsstimmung. Herr von Bodmann befand sich nicht bei den Anderen. Ich gesellte mich einen Augenblick zu dem Magister Erbe, der allein neben seinem Schoppen an einem Tische saß und auf irgend Jemand zu warten schien. Mit vielen „sozusagen“ und „gewissermaßen“, welches die Lieblingsworte jenes Mannes waren, gab er sich Mühe, mich zu unterhalten. Ich briet bei langsamem Feuer. Ich ging dann fort, unter dem Vorgeben, noch einige Rücksprache nehmen zu müssen mit der Wirthin. Untenwegs gesellte sich, wie ich es nicht anders erwartet hatte, Herr Arndt zu mir, um mir noch einmal zu sagen, wie leid es ihm thäte, morgen schon abreisen zu müssen.

Ich verwickelte ihn in ein Gespräch; wir setzten uns in der steinernen Laube vor der Thür auf eines der Seitenbänkechen und später geleitete er mich nach Hause.

„Es wird sehr still hier werden und sehr traurig, wenn Sie fort sind, — der Herbst kommt um zwei Monate zu früh,“ begann ich, mich bezwingend.

„Sie sind außerordentlich gütig, mein Fräulein,“ versetzte er warm und sah nicht wenig freudig überrascht aus, „ich fürchte nur, das ist nicht Ihr Ernst.“

„Rein vollkommener,“ versetzte ich ohne aufzusehen.

Er zögerte einen Augenblick, meine ungewohnte Herzlichkeit setzte ihn in eine nicht geringe Bewegung, ein kurzer Seitenblick überzeugte mich davon, wie es in seinen Mienen arbeitete.

„Das ist in der That sehr freundlich,“ erwiderte er und eine helle Röthe trat auf seine Stirn. „Ja, — Scheiden und Weiden thut weh, Fräulein Marie.“

(Er nannte mich zum ersten Male bei meinem Vornamen — ich erröthete.)

„Sie nehmen zum wenigsten eine reiche Ausbeute mit nach Haus,“ fuhr ich etwas benruhigt, schnell ablenkend fort.

„In der That, der Eindrucke viele und tiefe,“ versetzte er pathetisch und warf einen schüchternen, suchenden Blick auf mich, der mich außerordentlich verlegen machte.

„Sie werden dieselben im künftigen Winter verarbeiten und im nächsten Frühjahr hören wir dann hoffentlich von Ihren Thaten, lesen wir in den Zeitungen Ihren Ruhm,“ sprach ich schnell und vermied seinen Blick. — „Von Ihnen weiß ich gewiß, daß Sie etwas Großes leisten werden, weniger möchte ich das von manchem Andern glauben,“ fuhr ich möglichst unbefangenen fort.

Er senkte tief, er zögerte eine Minute.

„Ich wollte, Sie sprächen ebenso wahr wie gütig,“ entgegnete er mit einem ersten Schütteln des Kopfes und sein Auge wurde nachdenklich. Es war, als zöge ein tiefer Schatten über sein Gemüth, Kummer sprach aus seinem Blick.

„Non omnia possumus omnes, — nicht Alle können wir Alles,“ sprach er trübe und ein bitterer Zug legte sich um seinen Mund. „Wir ringen Alle um die Palme, wir streben nach dem Besten, aber nicht immer gelingt es uns, theures Fräulein.“

„Sie scherzen,“ erwiderte ich, erschrocken über die Wirkung meiner unschuldigen Worte. — Was hatten dieselben nur aufgerührt? — „Sie sind zu bescheiden, Herr Arndt.“

Er unterbrach mich lebhaft, er legte sogar seine Hand auf meinen Arm, um mich am Weitersprechen zu verhindern. Sein Auge, obgleich unmerklich, bekam einen seltsamen Glanz und seine Stimme klang eigenthümlich. Geprüft, beinahe stegweise kamen die Worte über seine zuckenden Lippen. Mir ward ganz unheimlich dabei zu Muth.

„Halten Sie ein,“ sprach er pathetisch. „Weil bin ich ein Meister, denn Meister ist, wer selbst erfand, aber unter den vielen leuchtenden Sternen bin ich einer der unbedeutendsten. — Ich versichere Sie, ich bin weit entfernt von aller Heuchelei. — Ich möchte nach dem Höchsten greifen, aber mein Vermögen reicht nicht aus! Vielleicht um deßhalb gerade bleibe ich selbst hinter weniger begabten Kollegen zurück, die bescheidenere Ansprüche an sich selbst

stellen. Ich werbe vielleicht zu ernsthaft um die Gunst der Musen. Ach! — ich hatte einst ein liebendes, treu waltendes Weib! Als sie noch um mich war, da war es anders, da stand ich mehr auf realem Boden mit meinen Füßen, der praktische weibliche Sinn, er half mir beim Auswählen des Stoffes, und so manchen, wohl zu beachtenden Fingerzeig erhielt der Meister aus der edlen, geläuterten Seele der Gattin . . . Seit sie hinüber ist (seine Stimme bebte) dort oben bei den Sternen . . . da geht es bergab mit meinem Schaffen.“

Er schwieg eine Weile, — ihm versagte die Stimme. Auch ich war tief ergriffen von der Gewalt dieses Schmerzes. Verlegen sah ich zu Boden und fühlte, wie die Thränen heiß über meine Wangen herabriesen.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein, — die Rück Erinnerung übermannte mich . . . Wenn ich bei Ihnen bin, dann, — seltsam . . . dann öffnen sich von selbst die Schleusen in meiner Brust, sonst spreche ich zu Niemanden davon . . . Ich habe eine große Bitte an Sie,“ fuhr er mit dem Versuche eines Lächelns fort, „ich habe mir erlaubt, zwei kleine Skizzen für Sie zu entwerfen in den Stunden der Ruhe und Muße hier, welche Sie manchmal in dem langen Winter an mich erinnern möchten . . . Da können Sie dann selbst sehen, wie sehr ich mit meinem Urtheile über mich Recht habe . . .“

„D, — ich bitte, Herr Arndt,“ stotterte ich sehr überaus und verlegen, „aber wirklich, das heißt Ihre Güte zu weit treiben . . .“

„Nicht doch, nicht doch, mein Fräulein,“ unterbrach er mich lebhaft. „Die Kunst ist dazu da, um Freude zu bereiten, und sollte ihr das gelingen, so wird sie sich beglückt fühlen . . .“

Ich suchte vergeblich nach Worten. „Freilich, — so Schönes vermochte ich nicht zu schaffen, wie mein Kollege Bodmann, an dessen Wiege die Feen standen,“ fuhr er fort und senkte ein wenig die Stimme.

„Herr von Bodmann?“ rief ich erstaunt und schlug sogar die Hände zusammen. „Die Feen? . . . Und ich glaubte, gerade Der verstünde nichts als auf die Jagd zu gehen und die Zeit tot zu schlagen.“

Herr Arndt lachte etwas eigenthümlich und nickte gedankenvoll mit dem Kopfe.

„Sie verkennen ihn, — eine gewaltige, freilich unregelte Kraft liegt in dieser genialen Natur. — Ihm ist Vieles gegeben!“

Ich sah ganz erstaunt zu ihm auf. „Er überragt uns Alle wie ein Titan, obgleich gerade er es am wenigsten ernst nimmt mit der Kunst. Er ist ein von Gott Begnadigter — ein Berufener. Schade nur, daß er es so wenig ausbeutet . . . zum Guten.“

Ich sah gewiß sehr naiv in diesem Augenblicke zu ihm auf, denn Herr Arndt schüttelte plötzlich seine Schultern und bewegte den Kopf, als wollte er ein Jergendetwas von sich abwälzen.

„Freilich, — Sie können das nicht verstehen,“ fügte er hinzu, und dann nach einer Pause: „Er hat ein Bild gemalt für Ihre Fräulein Cousine, ein Andenken an diesen Sommer . . . ein Kabinetsstück, etwas Außerordentliches.“

„Sie wird es schwerlich . . .“ ich stutzte plötzlich, um ein Haar hätte ich zu viel gesagt . . . „sie wird es schwerlich in seinem ganzen Werthe zu würdigen verstehen,“ beendigte ich meinen Satz und ward so roth dabei wie eine Päonie.

„Und Herr Liebmann, was malt denn der?“ fragte ich schnell, um meine Verlegenheit zu verdecken.

„Es ist seltsam, wie die Natur spielt,“ entgegnete Herr Arndt mit einem offenen Lächeln. „Wenn man unsern Freund Paul so sieht, seine stattliche Gestalt, sein Embonpoint, dazu den Baß und seine großartigen Bewegungen, sein ganzes kompaktes, reiterartiges Auftreten, — man meint dann unwillkürlich, ein solcher Mann könnte nur mit breitem Pinsel malen, wilde Schlachtengemälde auf fünfzig Fuß Quadrat; aber gerade umgekehrt ist es, dieser Koloss malt die zierlichsten und auf das Sauberste ausgedühten Miniaturbilder, kopirt die Natur im Maßstabe von 1 : 5000 und setzt seinen Namen so geleckt in eine Ecke, als hätte ihn eine Damenhand geschrieben.“

„Warum nicht gar!“ rief ich ganz erstaunt. „Ja, ja, — so täuscht der äußere Schein, Fräulein Marie; — in dem Körper eines Leuen die Seele einer Maus.“

„Und jener Herr Christoph mit dem sauertröpfischen Gesicht?“ fragte ich lebhaft.

„Ist einer der kühnsten Kerle seiner Zeit, wenn er aufstaut, und ein gediegener, fleißiger Künstler obendrein, dessen Bilder gesucht sind, auf jeder Ausstellung nach drei Tagen schon mit einem Zettel prangen und der in Folge dessen mehr Geld verdient, als wir alle drei Anderen zusammen, mehr selbst, als der geniale, in den vornehmsten Kreisen sich bewegende Herr von Bodmann!“

„Ist Herr von Bodmann ein guter Mensch?“ fragte ich naiv. — Das Wort flog mir wider Willen zum Munde heraus, und nun es geschehen war, erschrak ich über alle Mäßen über mich selbst.

Herr Arndt warf einen fragenden, unbestimmten Blick auf mich und antwortete nicht sogleich. Er schien zu überlegen.

„Er ist eine groß angelegte, aber unregelte und leidenschaftliche Natur, mein Fräulein. — Die Begriffe von gut und nicht gut sind sehr relativ,“ sprach er ernst und sah dann stumm vor sich nieder.



Land in Sicht. Nach einer Zeichnung von W. Gmshie. (S. 343.)



Kunft des Cocons.



Das Sortiren des Cocons.



Das Waschen und Abwinden.



Das Trocknen des Cocons.



Das Einkochen der Puppe.

Er wick mir aus, ich fühlte es und schwieg deshalb ebenfalls.

Wir erreichten das Thor.

„Darf ich Sie bitten, mit herein zu kommen?“ frag ich höflich.

Er zögerte einen Augenblick und entschuldigte sich dann mit unaussprechlichen Geschäften.

„Sie werden noch von mir hören, und so Gott will, sehe ich Sie morgen noch vor der Abreise,“ sprach er, meine Hand einen Augenblick lang in der seinen haltend. „Gute Nacht, mein Fräulein!“

Etwas zögernd und als hätte er gern noch mehr gesagt, wandte er sich ab und schritt den Weg hinunter. Gleich darauf war er verschwunden hinter den Büschen.

(Fortsetzung folgt.)

Falsche Haare.

Skizze

von

H. Nabe.

(Nachdruck verboten.)

Ob Adam und Eva schon an zu starkem Ausfallen der Kopfhaare gelitten haben? Diese Frage läßt sich nicht mit Sicherheit beantworten, da die Porträtkunst damals noch nicht erfunden war und andere Berichte darüber auf unsere Zeit nicht gekommen sind. Wir wissen deshalb auch noch nicht, ob das erste Menschenpaar Erbst für „Mondschein“ und „dünnen Scheitel“ gesucht und künstliche „Behauptungen“ angewendet. Da aber seitliche Einflüsse sehr haarraubend wirken sollen, so ist anzunehmen, daß auch Adam, dem Eva bekanntlich große Sorgen und die Unannehmlichkeit der Ausföhlung aus dem Paradies bereitete, von seiner urwüchsigem Haartour manche schöne Locke wird eingebüßt haben. Als Erbst standen ihm Haare anderer Menschen wohl kaum zur Verfügung.

Also die Urzeit des Perrückenstums ist dunkel. Der erste geschichtliche Mensch, welcher historisch erwiesen falsche Haare trug, war der bekannte König der Meder, Astyages. Er sah mit seinem falschen Haar so schön aus, daß der kleine Cyrus, als er seinen Großvater mit diesem Kopfschmuck erblickte, ausrief: „Wie schön ist doch mein Großvater!“

Von den Medern, die sehr prunk- und pughäftig waren, scheint durch die lebhaften Handelsbeziehungen der Gebrauch, mit falschen Haaren sich zu schmücken, auf die Lydier und Karier übergegangen zu sein, denn Gandalus, der Statthalter des Königs Mausolus, legte den Lydiern eine Lockensteuer auf, sowohl für wirkliche als auch für falsche Locken; zuletzt wollte König Mausolus aus Griechenland sich Haare kommen lassen. Die Griechen kannten also den Gebrauch des falschen Haars zu jenen altertümlichen Zeiten. Sie nannten aber eine Perrücke groberweise Petrus (phenake). Es geht hieraus hervor, daß die Griechen die Perrücken täuschend ähnlich dem wirklichen Haarschmuck anfertigen konnten. Zuerst wird man wohl nur Büschel falscher Haare in die Reste der ursprünglichen eingewickelt haben, man befestigte die falschen Locken auch innen an der Kopfbedeckung; aber schon Hannibal besaß regelrechte Perrücken, denn es heißt von ihm, daß er blonde, schwarze und rötliche Haartouren besaß und diese trug, um sich unkenntlich zu machen.

Am nächsten stehen uns von den antiken Völkern der Zeit nach die Römer. In den Zeiten der Einfachheit und Sittenstrenge der Republik, wo der Luxus fremder Völker in das Leben der Römer noch keinen Eingang gefunden, scheint man dort noch nichts von falschen Haaren gewußt zu haben. Die Männer trugen das Haar kurz, die Frauen in einem Knoten am Hinterkopf zusammengeschlungen. Nur zu Ehren einer Gottheit oder in Schmerz und Trauer ließen diese antiken Republikaner Kopfhaar und Bart lang wachsen. Römer und Griechen trugen keinerlei Kopfbedeckungen, wenn sie zu Hause und in ihrer Stadt waren, nur auf Reisen, ausnahmsweise bei Krankheiten und ungewöhnlich schlechtem Wetter, im Kriege; auch wenn sie Schauspielern und Festen beiwohnten, verhielten sie den Kopf mit einer legerartigen Kappe von Wolle oder Filz; dieser gab man mit Vorliebe die Form eines Helmes und sie wurde das Urbild der Perrückenform für die Kaiserzeit. Bald mußte man jedoch in diesem Industriezweig große Fortschritte gemacht haben, so daß das Toupe von dem natürlichen Haar kaum zu unterscheiden gewesen.

Von Kaiser Domitian weiß man, daß er einen vollständigen Kahlkopf besaß, und doch erschien er in der Öffentlichkeit, wie ihn auch die Münzen abbildeten, mit schön gekämmtem Kopfhaar. Ebenso trug Kaiser Otho eine Perrücke, welche einem natürlichen Haarwuchs so täuschend ähnlich gewesen sein soll, daß man diese für sein eigenes Haar hielt.

Dann finden wir den Gebrauch der falschen Haartouren sehr in Blüte in der Zeit des römischen Kaiserreiches. Die abenteuerlustigen Damen jener Periode, wie auch Caligula, Nero, Helio-gabalus bedienten sich der Perrücken ähnlich wie Hannibal, wenn sie nicht erkannt werden wollten.

Die Form der Perrücken richtete sich damals, wie auch jetzt noch, nach den herrschenden Moden; diese müssen sehr verschiedenartig gewesen sein, denn der lebens- und weltkundige Ovid sagt, daß es deren so viele wie Fäden an Eichbäumen gäbe. Er zählt in keinem Buch: „Die Kunst zu lieben“, nur acht auf und hebt unter diesen eine Frisur der Damen hervor, welche aus zwei Haarhörnern bestand, die den auf den Resonanzböden einer Reiterkammer aufgescherten Hörnern nachgebildet waren. Man fand diese damals allgemein eine sehr schöne Haartour, sie ließ sich leicht aus falschen Haaren anfertigen und alle Damen, die vornehm und modisch sein wollten, trugen diese Frisur. Hieran knüpfte der mode- und schönheitskundige Dichter noch die Ermahnung, daß Damen mit länglichen Gesichtern die Haare über der Stirn auf beiden Seiten glatt heruntergelassen und dann in Locken über die Ohren herabfallend tragen sollten. Denen mit vollen Gesichtern rieth er, oberhalb der Stirn einen kleinen Haaraufbau oder eine Flechtenscheife emporsteigen, die Ohren aber frei zu lassen. Doch waren auch Formen damaliger falscher Damenhaartouren.

Als die Römer mit orientalischen Völkern in Berührung kamen, wuchs der Luxus und die Lust an einem überüppigen Haarwuchs; man führte deshalb in großen Massen Haare in Rom ein, die dort zu den seltsamsten Haartouren verarbeitet wurden. Sogar in Form großer Schmetterlingsflügel, die zu beiden Seiten des Kopfes oberhalb der Ohren abstanden, trug man kunstvolle Flechtengebäude.

Eine völlige Umwälzung erlitt jedoch die Haartourmode bei den Römern nach der Befreiung der Deutschen in Belgien und am Rhein. Es wurden damals die blondzopfigen Frauen in den Triumphzügen in die üppige Stadt am Tiber eingeführt und blondes Haar plötzlich Mode. Das goldgelbe Haar ward in Folge dessen einer der gesuchtesten und bestbezahlten Handelsartikel in Rom. Alles wollte deutsches Haar tragen, und die Preise stiegen so im Preise, daß es als kostbarer Schmuck galt und auch als solcher verschenkt wurde. Da aber schließlich Mangel an deutschem blondem Haar eintrat, versuchte man, sich die Haare blond zu färben, wozu allerlei Salben und besonders Goldstaub angewendet wurden. Manche Damen kam es nicht darauf an, die Haare auf ein Holzbrett gespannt, von Morgens bis Abends in der glühendsten Sonnenhitze zu sitzen, weil man die Erfahrung gemacht, daß dadurch das Haar einen blonden Schimmer erhielt; freilich wer Geld genug hatte, kaufte blonde Haare und flocht sie geschickt in die eigenen. Ganz blonde Scheitel konnten nur Millionärinnen tragen. Geschmückt waren diese Scheitel, ihrem hohen Werthe angemessen, mit kostbaren Nadeln, Agraffen, goldenen Spängeln und anderen edlen Zieraten, so daß solch eine Perrücke einen kolossalen Werth repräsentirte.

Die Moden sind jedoch ein Produkt der Zeit, und wie diese sich ändert, nehmen auch die Moden eine damit übereinstimmende Gestalt an.

Der Luxus des Kaiserreiches sank und damit der Gebrauch der falschen Haare. Die Stürme der Völkerwanderung setzten allen Haarluxus fort und ganze Jahrhunderte lang wußte man nicht anders, als daß wer keine Haare mehr hatte, der mußte eben kahl gehen.

Im Mittelalter tauchten die falschen Haare wieder auf, sie dienten aber jetzt nur dem Zweck, kahle Stellen des Kopfes zu bedecken. Zur Zeit der Reformation war Nürnberg der Hauptort der Perrückenfabrikation.

Die Erfindung der jetzt noch gebräuchlichen Herstellungsart der Perrücken wurde in Paris zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts von dem Haarkünstler Gervais gemacht, er befestigte zuerst die einzelnen Haare an Seidenfäden.

Im Jahre 1625 bediente sich Ludwig XIII. einer Perrücke, und bald ward dies allgemein Mode. Man begann damals die Perrücke nicht als Deckungsmittel für kahle Köpfe, sondern als Luxusartikel, als ein vornehmes Kleidungsstück sozusagen, zu tragen.

Der Gebrauch stieg gewaltig. Schon 1655 ernannte Ludwig XIV. 48 Hesperrückenmacher auf einmal und im nächsten Jahre errichtete er eine Zunft von 200 Perrückenmachern für Paris und Umgegend.

Entsprechend dem Sinn für Pomp und Prunk am Hofe dieses schwelgerischen Fürsten gestaltete sich allmählich diese Haartour zur unformigen Allongeperrücke und ward die herrschende Mode. Sie ward das Sinnbild der streifen Feiertätigkeit und unwarmer ceremoniellen Lebensart, welche damals in der Gesellschaft sich Geltung verschaffte. Auf der Stirn hoch aufgestülpt, fielen von dort oben herab die Locken wie eine Löwenmähne an den Seiten bis tief über die Achseln, im Rücken bis unter das Schulterblatt hinab. Wer elegant gehen wollte, ließ die Achseln frei, so daß die halben Arme vorn noch von den wallenden Locken bedeckt waren. Diese Perrücke verlieh ihren Trägern Würde und Majestät, so sah man die an, und wer etwas vorstellen wollte, trug diese Haartour, die natürlich sehr theuer war. Eine schöne Allongeperrücke kostete tausend Thaler, das würde nach dem damaligen Werth des Geldes im Vergleich zum heutigen etwa fünfzehntausend Thaler betragen, deshalb konnte sie auch nicht Jedermann tragen. Dieser hohe Werth brachte auch die größte Schonung dieser Haartour mit sich, und deshalb hatten die Allongeperrückenträger für das Haus eine kürzere Stumperrücke.

Das freie Herabhängen und Fliegen der Locken stellte sich bald als unbecquem heraus und um das Jahr 1700 begann man die Locken unten zu verknoten. Das gab die bekannten festen Knotenperrücken, und diese wurden weiß gepudert. Die Allonge schrumpfte zusammen und fand in Deutschland Anklang, die weißgepuderte festgeknotete Perrücke ward bei uns in Mode, das Alles, Hoch und Nieder, Jung und Alt, sogar die Soldaten sie trugen. Nur die Heiligkeit sträubte sich zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts heftig dagegen, bald aber nahm auch sie die Perrücke an, da diese Haartour in den Geruch der Alterthümlichkeit und Aelchwürdigkeit kam. Die Herrschaft dieses falschen Haars behauptete sich ein ganzes Jahrhundert, dann ging die Perrücke in den falschen Zopf mit Haarbeutel über; dies war etwa vom Jahre 1720–1780; dann ward Mode, den Zopf von den eigenen langen Haaren zu tragen.

Die Frauen machten während dieses ganzen Zeitraumes die Perrückenmode nicht mit, sie trugen ihr eigenes Haar, allerdings hoch aufgebauht über Kahlhaarscheitel und später gepudert.

Die französische Revolution setzte, wie beim römischen Kaiserreiche die Völkerwanderung, die Perrücken und Zöpfe fort. Vom Jahr 1805 an verschwand auch der Zopf, und wer jetzt eigene Haare hatte, trug keine fremden. Nur bei den frommen Juden ist es seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag Sitte, daß, sobald ein Mädchen sich verheiratet, ihm die Haare ganz dicht am Kopf abgeschoren werden und sie einen künstlichen Scheitel unter der Haube tragen muß, damit sie keinem andern Manne von nun an mehr gefalle.

Vom Anfang dieses Jahrhunderts an bis um 1850 etwa trugen auch die Frauen nur fremde Haare aus Mangel an eigenen. Mit dem Luxus, welchen das zweite französische Kaiserreich entfaltete und der von der ganzen civilisirten Welt nachgeahmt wurde, tauchte auch bei den Frauen die Sitte auf, mehr als naturüppiges Haar zu tragen, und der Gebrauch der falschen Zöpfe wurde allgemein. Jetzt gibt es wenig Frauen, die sich an dem Reichthum des eigenen Haars genügen lassen, auch zu einem großen und schönen natürlichen Zopfe wird noch ein falscher getragen. In Stadt und Dorf ist die Mode gleich verbreitet, und die meisten Schwarzwaldlerinnen und ehesten Dorfgeschlechterbedinnen tragen ihre falschen Zöpfe.

Der Handel mit Menschenhaaren ist daher ungemein ausge-

breitet. Die Normandie versorgt Frankreich, Irland, England und Deutschland, Dalmatien, Kroatien, Ungarn, Italien und Spanien mit schwarzen Haaren; blonde Zöpfe sind sehr gesucht und werden besonders aus dem Norden, Pommern, Dänemark und Schweden nach allen Welttheilen ausgeführt.

In neuester Zeit verlangt Amerika große Quantitäten Menschenhaare aus der alten Welt, und es reisen deshalb Kahlkäufer von Norwegen bis Syrien umher, um in Gebieten, wo die Kultur die Kopfnerven noch nicht angegriffen und urwüchsigere Kopfschmuck zu finden, Frauenhaare oft für hohe Summen zu erwerben.

Die Türkin im Harem wie die Mulattin in Cuba, die deutsche Dienstmagd, die Stallmagd in schwäbischen Bauerndörfern, wie die Dame auf der höchsten Sprosse der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft, Alle tragen jetzt falsche Zöpfe. Sogar die Wilden sind in diesem Punkte civilisirt; ein Reisender, der kürzlich bei den Athinesen war, Java, Sumatra, Celebes durchstreifte, entdeckte zu seiner größten Verwunderung, daß eingeborene Frauen, deren ganze sonstige Garderobe nur aus einer weni-gen Zoll großen Wasttschürze bestand, wenn sie sich schön machen wollten, falsche Zöpfe sich an den Kopf banden.

Mehr kann man doch nicht verlangen!

Zum hundertjährigen Todestage Gotthold Ephraim Lessing's.

(Portrait S. 337.)

Am 15. Februar dieses Jahres sind es hundert Jahre, daß Gotthold Ephraim Lessing aus dem Leben schied, um als ein Stern von unvergleichbarem Glanz von noch heute und wohl noch für lange Zeit fruchtbarer Leuchtkraft in der Geschichte des deutschen Geistes zu strahlen. Lessing war ein Befreier von fremdem Regelzwange, er wies auf die Natur, auf die Einfachheit und Wahrheit hin im Denken und Fühlen, in Kunst und Wissenschaft; er warf die Lichtstrahlen edler Menschlichkeit auch in das so häufig verdunkelte Gebiet des (religiösen) Glaubens. Aber darin liegt besonders die Größe dieses Mannes, er wies nicht nur auf das Unnatürliche, Unwahre, Geschraubte hin, er deckte nicht bloß Fehler und Gebrechen auf — er stellte auch an Stelle des Niedrigeren, das Bessere. Er gab uns die Muster, wie das Edle und Wahre sein soll. Er war ein schöpferischer Geist in der Behandlung der deutschen Sprache, in der dramatischen Dichtkunst, auf dem Gebiete der Kunstanthologien, fast in jedem Fache der Kunst. Zu dieser kraftvollen, lichtpendenden Thätigkeit als Kritiker, Prosaist, Dichter und Kunstschriftsteller kommt noch, daß wir in Lessing ein erhabenes Vorbild deutscher Mannhaftigkeit, persönlicher Ehrenhaftigkeit und unbestechlicher und unentwegbarer Wahrheitsliebe verehren müssen. Daher feiern wir den 15. Februar 1881 als einen Gedentag der Erinnerung an einen Mann, der zu den hervorragendsten und einflussreichsten der deutschen Nation gehört.

Unsere Illustration zeigt Lessing nach dem seltenen Jugendbilde von Tischbein. Lessing ist geboren am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der sächsischen Oberlausitz, wo sein Vater als Prediger lebte. 1741 kam der junge Gotthold Ephraim auf die Fürstenschule zu Meißen und nach fünf Jahren bezog er die Universität in Leipzig; 1748 nahm Lessing seinen Aufenthalt in Berlin. Während dieser Zeit schrieb der junge Gelehrte dramatische Beiträge zur Historie des Theaters für Zeitungen und Buchhändler, und verrieth in diesen Vorlesungen schon einen überaus scharfsinnigen Geist und lebensvolle Darstellungskunst. 1755 vollendete er sein Trauerspiel: „Miß Sara Sampson“. Das war der erste entscheidende Schritt auf der Bahn des mächtigen reformatorischen Wirkens. Lessing folgte in diesem Drama nicht den seitens französischen Vorbildern mit ihrer aufgebauhten und hochtrabenden Redeweise und ihrem starren Festhalten an den sogenannten drei Einheiten (Zeit, Ort und Handlung). Er führte das bürgerliche Drama ein und schilderte die Menschen im Handeln und Sprechen nach der Natur. Lessing machte jetzt Reisen (nach Holland), lehrte aber schon 1758 wieder nach Berlin zurück, wo er kritisch thätig blieb. Als Sekretär des Generals Tauenzien kam Lessing nach Breslau und in das bewegte Soldatenleben des siebenjährigen Krieges hinein. Die Frucht dieses Aufenthaltes war Lessing's vollständigste dramatische Arbeit, das Lustspiel: „Minna von Barnhelm“, welches bisher noch durch keine andere Leistung auf dem Gebiete des heitern Dramas erreicht worden ist. 1772 erdichtete er die ergreifende Tragödie: „Emilia Galotti“, ein Werk, das, was Aufbau, Charakterzeichnung und Sprache anbetrifft, für alle Zeiten das Muster eines deutschen Trauerspiels bleiben wird. Zwischen veröffentlichte Lessing 1766 den weltberühmt gewordenen „Laokoon“ oder: „Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie“, dann seine Dramaturgie, welche in Form von Kritiken über in Hamburg gespielte Theaterstücke für die Abwertung des französischen Zwanges in unserer Dichtkunst kämpfte und auf Schatepspar als größtes Vorbild hindeutete. Lessing verheiratete sich 1766 mit der Wittwe Emma König, einer edlen, sanften Frau, die aber schon nach ein und einem halben Jahre starb. In dieser Zeit wurde Lessing in theologische Streitigkeiten hauptsächlich mit dem orthodoxen Pastor Göde in Hamburg verwickelt. Außer geistvollen, satirisch-kritischen Schriften, wie „Antigöde“, ging aus dieser erregten Zeitperiode Lessing's „Rathan der Weike“ hervor, eine weisevolle Mahnung an die deutsche Nation, sich nicht von dem Geiste der Unduldsamkeit gefangen nehmen zu lassen — ein Schauspiel, das in klassisch-reiner Form für edle, freie, durch konfessionelle Ansehungen uneingeeengte Menschlichkeit kämpft. Lessing's letzte Schrift war: „Die Erziehung des Menschengeschlechts“, auf welche Herder sein erfolgreiches Wirken in diesem Gebiete gründete.

Am 15. Februar 1781 starb dieser Mann, der ein Kämpfer war für Wahrheit und Licht auf fast allen Gebieten des geistigen Lebens, wie kaum einer vor ihm und wie keiner bisher nach ihm. Zu ihm als Mensch, Gelehrter und Dichter soll namentlich unsere junge Generation aufsehen und von ihm lernen, das Streben nach Wahrhaftigkeit und humanes Denken als leuchtenden Zielpunkt für Schaffen und Leben sich hinzustellen.

Land in Sicht.

(Bild S. 310.)

Das Passagierschiff segelt dampfend, pfeifend, lärmend, unaufhaltsam wie ein vorwärtsstürmendes Ungeheuer durch die Nacht, Lover zu.

Es ist eine kalte, stürmische Nacht. Der Winter liegt streng und starr über der nordischen Welt und heult im wilden Sturme über den Kanal, dessen Wogen er zornig peitscht. Ist's doch, als sei der alte Todeskampfer der winterlichen Natur gegen die kaum geborene Sonne, der seit jenem fernen Tage, wo lagende Stimmen durch die Welt heulten: „Der große Pan ist todt!“ alljährlich in der Jahresnacht von Christi Geburt sich wiederholen soll, auch heute losgelassen über der in Wehen klagenden Welt. Dem Christnacht ist's.

Christnacht ist's und man schläft nicht viel an Bord. Es sind nicht viel Passagiere da, aber selbst diesen wenigen ist der Gedanke an die heilige Zeit ein Grund, den Schlaf zu meiden und sich der Gemeinamkeit zu freuen. Ein paar Geschäftsreisende gibt's, denen keine Festzeit Ferien gibt; ein politischer Flüchtling, welcher einem unbekanntem Ziele zueilt; eine Sängerin, welche telegraphisch berufen worden ist, in der neuesten Londoner Operette die durchgegangene Diva zu ersetzen; ein blasirtes Ehepaar ohne Kinder und mit sehr großer Rente, welches das Leben damit zubringt, von London nach Paris zu reisen, von Paris nach Nizza zu eilen, von Nizza nach dem St. Gotthard, um die Tunnelbauten zu besichtigen, vom St. Gotthard vielleicht nach Athen, um einen in Olympia frisch ausgegrabenen Göttereffigien anzugucken, und dann wieder nach England zurückzukehren. Das waren so ziemlich alle Passagiere außer einer hübschen, jungen, blaffen Dame mit zwei Kindern; einem größeren Mädchen, Annie, und einem fugekrunden kleinen Knaben mit einem Vordorferapfelgesichtchen, den man Michi rief.

Die Passagiere hatten bis spät gegen Morgen an der Table d'hôte Punich getrunken, Toaste ausgebracht, fremdbekannt geplaudert, Anekdoten erzählt, ein wenig geschlummert, sich aufgerüttelt und gelacht und wieder Punich getrunken. Es war gar nicht gemüthlich, aber es war doch immer eine Christnachtfeier. Den Klafond der Kajüte hatte man mit Mistelzweigen geschmückt (der alte Billie, der Hochbootsmann, hatte von der Sorte eine Menge vom Lande mitgenommen) und unter das Hängebood am Verdeck droben hatten die Matrosen einen ganzen Wald von Mistelzweigen angebracht und sich unter denselben lachend umarmt. Denn nichts ist einem Kinde ähnelicher als ein Matroze.

Die junge, hübsche, blaffe Dame aber hatte sich nicht allzu viel unter die Passagiere gemischt, so freundlich sie auch mit allen verkehrte. Nicht aus Mißmuth, wohl aber aus Unruhe. Es war das eine seltsame Unruhe, welche ihr oft Kosen auf die blaffen Wangen rief, und oft ein zitterndes, schüchternes Lächeln auf die Lippen, und dann wieder Thau in die lieben Augen. Wie viel und wie lange mußte die arme junge Dame gelitten haben, um so scheu zu sein vor einem Lächeln, so ängstlich vor einem Hofen!

Ah, schon eine Reihe von Jahren hatte Mrs. Ellen Norton im fernen, fremden Lande gelebt, in Dänemark, einsam und verborgen, in einem kleinen Häuschen an der Küste.

Mrs. Ellen Norton war die legitime Gattin des jungen John Erskine, ältesten Sohnes des Lords Pitt Erskine. Aber diese Ehe hatte in dem franken Schottland geschlossen werden müssen, ein wenig in der Fassung von Gretina-Green, und mußte geheim gehalten werden vor dem starren, selbstsüchtigen, rücksichtslosen alten Diplomaten, welcher für nichts ein Herz hatte als für politische Erfolge und frische Küstern. So war denn Mrs. Ellen Norton mit ihrem kleinen Mädchen nach Dänemark gezogen in das Häuschen an der Küste, hatte dort noch dem kleinen Michi das Leben gegeben und unter dem Namen einer Wittve Norton still und vergeblich gelebt.

Und nie und niemals hatte der Geliebte ihres Herzens sie sehen, sie besuchen dürfen. Denn der alte Diplomat war ein gar energischer Mann; er hatte von der Sache Wind bekommen und ließ seinen Sohn nicht aus den Augen.

„Wenn ich nur verhindern, daß sie sich sehen,“ dachte er bei sich, „dann vergißt er sie auch.“ Die Erskines sind keine Schwärmer.

Ah, die schwere, die ewiglange Zeit! Täglich und stündlich überkam es die Verbannte: „Wenn er mich vergäße! Das beste, das ehrenhafteste und treueste Herz widersteht oft nicht der Trennung!“ Und sie lebte in Thränen und kein Lächeln kam jemals über ihre Lippen.

Da kam die Zeit, daß der alte Diplomat starb. Die Kinder kannten ihren Vater nicht — das Mädchen war noch zu klein gewesen, um eine Erinnerung zu haben an den Abschiedstuf des Vaters. Sie hatten ihn nie gesehen. Sie hatten ihre Mutter auch nie von ihm sprechen gehört: denn wie leicht konnten Kinder schwagen! Und ein Verrath war gefahrbringend. Und so kam es, daß die Kleinen gar nicht wußten, was das sei, ein Vater.

Und nun plötzlich hörten sie ihre liebe Mama davon sprechen und es wurde ihnen gesagt, sie würden nun zu Papa kommen, und sie hörten, daß Papa der Allerbeste und Allerdraufste von der Welt sei, und bei Papa werde es sein wie im Himmel. Und da waren alle Briefe von Papa. Und das Porträt, das sie schon so lange kannten, war das Porträt Papas, und wenn sie schlümmten, so sollte Papa es erfahren, und wenn sie ein schönes Gesicht auswendig lernten, so würden sie es Papa aufzeigen müssen.

Und so kam es, daß die beiden Kinder einander endlich ernstlich fragten: „Was ist denn das, ein Papa?“ Und sie fanden alle möglichen Antworten auf die Frage, nur die rechte nicht.

Und jetzt, auf dem Schiffe, da waren die lieben Kleinen, denen Alles so neu war in der Welt, die so viel fragten und sich nach so viel freuten, schon in der ersten Stunde die Lieblinge des alten Billie, und sie fürchteten sich gar nicht vor dem alten, wetterrauchen Matroze, und Michi ließ sich sogar von ihm in die Höhe heben und plauderte ihm natürlich gleich eine Menge von „Papa“.

Und wie die Schatten der Nacht sich lichteten und die Wellen eine weiche Farbe annahmen, die nach und nach in frisches Grün überging, und wie dann der Morgenhimmel sich mit rothigen Lichtern färbte und man den ersten Streifen Land sah, da waren es die Kinder und ihre Mutter, denen Billie das frohe Ereigniß meldete.

Kalt, heftig strich der frühe Morgenwind über das Verdeck, und dennoch war bald alle Welt auf denselben verflammt, um den „Streifen Land“ zu schauen. Sogar die blasirten touristischen Eheleute ließen sich oben nieder, aber nur, um — da ihr Schlafen fortzusetzen. Der Streifen Vaterland war ja für sie doch nur wieder eine Kaffstation von so und so viel Minuten und sie waren so müde!

Und wie herrlich war dieser Morgen des Christtages! Das Land wurde geboren aus dem Meere heraus, rasch, zusehends, und es war das Vaterland! Das Glück wurde geboren, rasch, zusehends, im Herzen der jungen Dame, auf deren bleiche Wangen die Morgenröthe liebliche Rosenkanten warf. Wie gut war doch Gott! Wie schön war die Welt! Christ war geboren! Und der alte Billie hob Michi hoch in die Höhe und seine grobe Hand wies nach vorn in die fliehenden Lichtströme des jungen, des heiligen Tages und er sagte:

„Siehst Du dort den weißen Streifen, Kleiner? Dort ist Papa!“

„Was ist denn das, ein Papa?“ Die Kinder hatten sich das so oft gefragt in den letzten Wochen. Und noch am Abend dieses selben Christtages, als sie vor dem freundlichen Kamine von Erskine-House auf dem weichen Bärensteppich, umgeben von unbeschreiblich herrlichen Kinderschätzen, saßen und sich fast müde geipelt hatten, da sagte der kleine Michi plötzlich ganz ernsthaft zu Annie, leise, wichtig, heimlich:

„Annie, ich weiß es jetzt!“

„Und was weißt Du jetzt, Michi?“

„Was ein Papa ist, Annie. Papa ist ein großes, großes Haus mitten in einer Stadt, die wie die ganze Welt ist. Und Papa ist eine große Däse voll Bonbons. Und Papa ist, wenn man Bediente hat in gelben, langen Röcken und sie tragen Eiten die Treppe heraus. Und Papa ist, wenn man so ein großes Schaafsfeld hat wie das daheim. Und Papa ist, wenn Du nur jagen brauchst: „Ich möchte eine Puppe im Atakleide“, und gleich darauf hast Du eine bekommen. Das Alles ist Papa.“

Da lächelte die kluge Annie gar geschickt und nicht und neigte sich zu Klein-Michi, als sei sie eine Riesin und schon viele hundert Jahre alt, und sagte leise:

„Ich weiß es besser, Michi. Papa ist, wenn Mama lacht!“

Fastnacht.

I.

Seinskäse vom Maskenball.

(Bild S. 344.)

Es war sehr lustig auf dem Maskenball, er hatte den Bajazzo so drollig und munter gemacht, daß Alles herzlich gelacht. Allerdings wußte Niemand, daß dieser übermüthige Polichinell seinen Mantel verpfändet hatte, um in dieser Verkleidung den Ball besuchen zu können, und der lustige Bajazzo dachte im Moment des Vergnügens und schwimmend im allgemeinen Strom der Lustbarkeit selbst nicht daran, aber der Ball nahm sein Ende, er konnte nicht ewig dauern. Beim Einbruch der Morgendämmerung mußte der muntere Bajazzo hinaus, eine Stunde weit hinaus durch Sturm und Schnee zu dem Heimdorfe, von wo er sich heimlich fortgeschoben zu dem Ball in der Stadt; freilich, jetzt fehlte ihm der Mantel, jetzt ist die gute Laune verdraucht, gegen die grausame Unbill der Winternacht hilft keine noch so bunte Kleidung und die wichtigste „Marrheit“ hält ihr nicht Stand. Der Bajazzo bietet eine jammerwürdige Erscheinung dar, selbst sein treuer Däsel scheint dieß zu bemerken. Frierend schaut er auf seinen Herrn und bittet, schneller zu laufen. Es ist ein ernstes Bild der unbeherrschten Vergnügungssucht und des Leichtsinns, das wir hier höchst eindrucksvoll vor uns sehen.

Die Höhe der berühmtesten Bauwerke.

Die Thürme des Kölner Domes sind nunmehr vollendet. Unbestreitbar besitzt jetzt die Stadt Köln in ihren 157 Meter hohen Thürmen das höchste Bauwerk der Erde. Im Hinblick hierauf möchten wir unseren Lesern nachstehende Zusammenstellung der berühmtesten Bauwerke nach ihrer Höhe geben:

die Kölner Domschürme	157,00 Meter,
der Dachreiter des Domes zu Rouen	151,12
die Nikolaikirche zu Hamburg	144,20
die Peterskirche in Rom 138 M., nach Anderen	143,50
das Münster in Straßburg	142,10
die Pyramide des Cheops in Gizeh	137,00
St. Stephan in Wien	136,70
die Kathedrale in Amiens	134,00
die Pyramide von Chepren	133,00
St. Martin in Landsbut	132,50
der Dom zu Freiburg i. Br.	125,00
die Kathedrale zu Antwerpen	123,00
der Dom zu Florenz	119,00
die Paulskirche in London	111,30
der Dom von Mailand	109,00
das Rathhaus zu Brüssel	108,00
der vieredige Asinellithurm in Bologna	107,00
der Invalidendom in Paris	105,00
der Dom zu Magdeburg	103,00
der Dom zu Augsburg	102,00
die Mathenakirche zu Wesel	102,00
der Schloßthurm zu Dresden	101,00
Liebfrauenkirche in München	99,00
Petriskirche in Berlin	96,00
Rathhausthurm in Berlin	88,00
Raththurm in Erkelez	81,50
das Münster in Ulm	80,00
Notredame in Paris 68 M., nach Anderen	71,00
Sophienkirche in Konstantinopel	58,00
der schiefe Thurm in Pisa	57,00
L'arc de triomphe de l'Etoile	44,00
das Pantheon Agrippa's	43,00
der Obelisk auf der Place de la Concorde	27,00

Ein dunkler Schatten.

Erzählung

von

F. L. Reimar.

(Fortsetzung.)

Als eine Art Glück durfte Anna es gelten lassen, daß Gustav in den nächsten Minuten durch irgend eine Meldung seines Reitknechts aus dem Zimmer gerufen wurde — so blieb sie doch allein! — Sie kam auch an diesem Tage nicht mehr unter vier Augen mit ihrem Manne zusammen, denn als sie ihn nach Stunden wieder sah, war er in der Gesellschaft eines Gastes, des Dorfpfarrers, der von Zeit zu Zeit der Gutsberrschaft seinen Besuch abstattete.

Gustav hatte sie durch ihr Mädchen eruchen lassen, sich den Herren, die ihren Platz auf der Terrasse genommen hätten, anzuschließen, und wie sie sich stets beeilte, seine Wünsche zu erfüllen, so war sie auch heute seiner Bitte auf der Stelle nachgekommen; zudem — der Pfarrer hatte in der Regel Interessenten der Gemeindeglieder zu besprechen, und da war es einmal hergebracht, daß sie von ihm wie von ihrem Gatten selbst um ihre Stimme in dem kleinen Rath gefragt ward. — So bereitwillig ihr Herz sich sonst aber auch öffnete und so warm es schlug, wenn es sich um diese oder jene Hülfe oder Wohlthat, die zu spenden war, handelte — in dieser Stunde ward es ihr doch schwer, sich in den jedesmaligen Fall hineinzudenken und ihr Urtheil abzugeben, ob und wie in denselben einzutreten sei; und sie fühlte daher etwas wie Erleichterung, als sich das Gespräch nach einer Weile auf ein Gebiet lenkte, wo man ihrer Theilnahme nicht mehr so sehr bedurfte, als es von den persönlichen Interessen der Ortsangehörigen auf die allgemeinen, die öffentlichen Angelegenheiten überging. Sie durfte die Herren mit dem Austausch ihrer Meinungen nun sich selbst überlassen!

Sie hatte schon einige Zeit hindurch nicht mehr auf das Gespräch geachtet, sie wußte kaum, wovon die Rede war, als zufällig wieder einige Worte ihres Mannes an ihr Ohr schlugen.

„Auf den Müller Grell also haben Sie Ihr Auge gerichtet, Herr Pfarrer?“ fragte Gustav, „ihnen wünschen Sie als Gemeindevorsteher zu sehen?“

„So ist es, Herr Baron,“ entgegnete der Prediger, „er ist der Intelligenteste von Allen, die wir wählen könnten.“

„Und sein Charakter? die Umstände, in denen er lebt?“ erkundigte sich der Gutsberr weiter.

Der Pfarrer ertheilte auf die erste Frage eine günstige Antwort und knüpfte nur an die letztere die Bemerkung, daß er dem Grell eigentlich ein besseres persönliches Glück gewünscht hätte, da Geld und Gut ja doch allein nicht ausreichten, um einem Menschen die richtige Stellung zu geben.

„Ah,“ sagte Gustav, „dann ist es wohl seine Ehe, die sein Schicksal verdorben hat! Denn — ja, ich erinnere mich: er hatte vor Jahren eine andere Braut und man sprach davon, daß er sie sehr liebte und daß sie es verdiente. Was war der Grund, daß die beiden Leute sich trennten?“

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

„Zwischentragereien, die es eben überall gibt, auf dem Dorfe wie in der großen Welt! — Vielleicht trifft ihn auch der Vorwurf, daß er der Verleumdung ein zu williges Ohr geliehen hat, genug — er löste jenes Verhältniß und wählte sich eine Andere!“

„Und ward unglücklich, wollten Sie sagen?“ fragte Gustav.

„Nun, wenigstens fehlt seinem Leben die rechte Befriedigung,“ erklärte der Pfarrer. „Die Frau ist fleißig und gutmüthig, das ist aber auch Alles; an Bildung steht sie der früheren Braut und ihm selbst weit nach, und dazu passen die Naturen einmal nicht zusammen; kurz, sie hemmt ihn auf Schritt und Tritt, so daß man sich sagen muß, ohne sie wäre der Mann noch ein ganz Anderer! — Ich meine, Sie, gnädige Frau, müssen auch einen Einblick in diese Ehe gethan haben, da Sie ja damals in der Krankheitszeit, als eines der Kinder hingerafft wurde, die Leute zu trösten suchten,“ wandte der Sprechende sich zum Schluß seiner Rede an die junge Gutsberrin.

Anna war durch die unerwartete Berufung aus ihren Gedanken aufgeschreckt worden und fuhr sich jetzt mit der Hand über die Stirn.

„Die Ehe sollte gelöst werden, wollen Sie sagen?“ fragte sie. „Ja — Sie haben Recht — ich finde das auch!“

Im höchsten Grade verwundert, erschrocken sogar, blickte der Pfarrer sie an.

„Um Gottes willen, gnädige Frau, wer redet denn von Scheidung! Die Leute selbst denken sicherlich nicht an einen solchen Schritt, der ja auch durch nichts gerechtfertigt wäre. Ein thatsächliches Vergehen liegt weder auf der einen noch auf der andern Seite vor!“

„Ist es denn nicht genug, wenn man durch die Ehe unglücklich ist?“ fragte sie.

„Genug, um sie zerreißen zu können?“ Mit einem kurzen Aufschauen fragte Gustav dieß zurück, während sie tonlos gesprochen hatte. „Als ob vor dem Geheiß Glück und Unglück viel in Betracht käme! Das Gesetz ist eben ebern, Anna — wie jenes Band der Ehe selbst!“

„Und nennen wir es ein Glück, Herr Baron, daß dem so ist!“ fiel hier der Pfarrer lebhaft ein, „daß sich die ge-



Fastnacht. I. Heimkehr vom Maskenball. Nach einer Zeichnung von J. D. Watson. (S. 343.)

heiligt Institution nicht so leicht antasten läßt! Wohin sollte es führen, wenn es in ein bloßes Belieben der Einzelnen gestellt wäre, ob das Wort, welches auf Treue unter allen Umständen lautete, Geltung behalten solle oder nicht! Das Ja am Altar ist ein Schwur, der nicht mit sich spotten läßt!"

Gustav schritt auf der Terrasse hin und her, ohne auf die Worte des Pfarrers eine Erwiderung zu geben, und auch Anna schwieg. Sie hatte ihr Haupt geneigt, daß Niemand in ihr Antlitz blicken konnte, — es durfte fast

scheinen, daß sie ihrem eigenen unbedachten Worte, das ihr den Spott ihres Gatten, die Zurechtweisung ihres Seelsofners eingetragen hatte, noch nachsann.

Die Dienerschaft des Wüsten'schen Hauses fühlte sich etwas verwundert, als ihr in den nächsten Tagen kund wurde, daß es die Absicht der jungen Herrin sei, für einige Zeit zu verreisen; war doch Anna's ruhig-gleichmäßige Lebensweise seit Jahr und Tag durch nichts Anderes als jenen einen kurzen Ausflug nach der Residenz unterbrochen gewesen! Und überdies schien es gar, als sei ihr die Reise-

lust ganz plötzlich gekommen, denn sie hatte sich am Tage zuvor von ihrem Gemahl, der durch seine Geschäfte nach der einige Meilen entfernten Stadt gerufen worden war, getrennt, ohne daß beim Abschied nur ein Wort darauf hingedeutet hätte, daß sie sich schon mit dem Gedanken an dieß Unternehmen trug. Ja, wäre es nicht zu belannt gewesen, daß sie im Grunde all' ihr Thun nach seinen Wünschen einrichtete — man hätte ihr in diesem Fall eine wirkliche Unfreundlichkeit Schuld geben mögen, denn wie sie ohne sein Wissen abreiste, so band sie nicht einmal ihre Wieder-

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Mann: Frau, morgen am Jahrestag unserer Ehe mußt Du aber eine Gans braten!
Frau: Eine Gans bei dieser theuren Zeit! Nein, das geht nicht!
Mann: Aber ich bitte Dich, das ist doch nur ein billiges Verlangen.
Frau: Billig? Jetzt sind sie theuer, — ja jetzt und damals. An unserem Hochzeitstage ja, da hast Du noch eine Gans billig bekommen!



Dem Gastwirth Dod in einer kleinen norddeutschen Stadt passirt das Unglück, daß ihm aus seinem Garten während einer Nacht sein sämmtlicher Kohl gestohlen wird. Wie er das am Morgen sieht und, vor Schrecken und Kerge einer Ohnmacht nahe, der Gartenthür zuwankt, erblickt er an derselben folgende, mit Kreide geschriebene Worte: „For den Dod is kein Kraut gewachsen.“



Verteidiger: Der Herr Staatsanwalt hat es bei meinem ersten Klienten als einen erschwerenden Umstand zu bezeichnen beliebt, daß derselbe am hellen Tag mit beispielloser Frechheit den Diebstahl begangen habe, und gleich darauf bei meinem zweiten Klienten den Umstand, daß er bei Nachtzeit gekohlet, ebenfalls als erschwerend geltend gemacht. — Ich frage nunmehr den Herrn Staatsanwalt: Wann soll denn überhaupt ein Reel fehlen?



Kondukteur (zu einem Bauern): Wie kommen's denn da mit Ihrem Billet dritter Klasse in die erste, marsch 'raus!
Bauer: Ja Schann's, Herr Konduktor, i hab' da grad an Roeb mit Roeb, der a bissel rächt, da hab' i denkt, da is laar, da seh' di nein, da schenier's Niemand.



Zwei Handwerksburschen, folgende Bemerkung am Eingange eines Wirthsgartens legend: „Das Durchgehen ist nur meinen Gästen erlaubt.“ — „Du, dat is was for uns, da laden wir uns zu Jasse.“



Stadtdarzt: Haben Sie vielleicht irgend einen körperlichen Fehler?
Kontribuirer: Ich hab' e kurz' Brust, Herr Doktor!
Stadtdarzt: Das macht nichts, die wird durch den Waffentod verdedt.

kehr an die feine, vielmehr deutete sie an, daß sie sich auf unbestimmte Zeit entferne. Indessen, Lieblosigkeit gegen den gnädigen Herrn konnte hier auf keinen Fall vorliegen, das wußte Jeder, und vor Allem wußte und behauptete es die Kammerjungfer, die es gestern noch mit eigenen Augen gesehen, ein wie langer, langer Blick dem Abreisenden von seiner jungen Frau nachgesandt worden und wie blaß und traurig ihr Gesicht dabei gewesen war! Und so mochte die Sache denn immerhin auf sich beruhen, und der Baron mochte sich Alles selbst richtig aus dem Briefe zusammen-

sehen, an dem sie vor ihrer Abreise noch lange geschrieben und dann auf seinem Schreibtisch niedergelegt hatte, mit dem Befehl an den Diener, seinen Herrn gleich bei seiner Rückkehr auf dieß Schreiben aufmerksam zu machen! Ohne guten Grund und gute Art war ja doch am Ende nichts, was die gnädige Frau that und beschloß!

Während sich aber so die Aufregung über Anna's unerwartete Entfernung daheim allmählig minderte und bald ganz verlör, Alles in ihrem Hause in das alte Geleise zurückkehrte, brauste der Zug, welcher sie von diesem näm-

lichen Heim entführte, weiter und weiter. Die Stunden gingen hin, eine Station löste die andere ab und es wechselten die Passagiere — Alles ohne Aufhören. Am frühen Morgen hatte sie die Fahrt begonnen, der Tag war hingegangen, die Dämmerung nach ihm, aber ihr Ziel hatte sie selbst mit dem Abend noch nicht erreicht. Wie lang aber auch der Weg, den sie genommen hatte, sein mochte, das Bedürfniß nach Speise und Tranke schien sie hinter sich gelassen zu haben, und ebenso fehlte ihr offenbar das des Ertheilens oder Empfangens irgend einer Mittheilung,

wenn sie sich Menschen gegenüber sah — und es waren ihrer viele nacheinander zu der bleichen jungen Frau in das Coupé gestiegen — denn nur einzelne Worte waren auf die Anreden des Einen oder des Andern über ihre Lippen gekommen. So hatte man es nach kurzer Bemühung immer wieder aufgegeben, sie in eine Unterhaltung zu ziehen; mochte doch auch schon in ihrer Miene, ihrer ganzen Haltung etwas liegen, das es den Meisten verrieth, sie habe für den Augenblick kaum ein größeres Begehren, als daß man sie sich selbst, ihren eigenen Gedanken oder Träumen überlasse!

Zu schlafen hatte sie nicht versucht, auch dann nicht, als in den späteren Abendstunden die Zahl der Aus- und Einsteigenden geringer geworden und sie zuletzt gar allein in ihrem Coupé geblieben war. So durfte es denn in dieser Beziehung mindestens nicht für eine Störung angesehen werden, als sich nach einem kurzen Stationsaufenthalt die Thür des letzteren wieder einmal öffnete und ein Herr in ihrer Nähe einen Platz suchte. Er selbst war indessen artig genug, an eine Entschuldigung zu denken, und so liebenswürdig war die Art, in welcher er seine Befürchtung, ihr als unwillkommener Gesellschafter zu erscheinen, ausdrückte, daß Anna sich gezwungen fühlte, ihn durch einige höfliche Worte zu beruhigen; und diese Worte, von ihr gemachten Zugeständnisse wohl hatte sie es zuzuschreiben, daß er, unterschieden von den bisherigen Reisegenossen, die einmal angeknüpfte Unterhaltung nicht sofort wieder aufgab, sondern dieselbe fortzuführen suchte. Und mochte ihr nun das Wechseln von Reden in ihrer Stimmung noch so sehr widerstreben: als eine Art Unmöglichkeit erkannte sie es doch, dem gewinnenden Benehmen des Unbekannten — er war ein Mann in mittlerem Lebensalter, in dessen Wesen sich ein gewisses freundlich-ernste Sicherheit kundgab — ein völliges Ablehnen entgegenzusetzen. Diese oder jene seiner Aeußerungen, der Fragen, die er ohne die geringste Zudringlichkeit in der natürlichsten Weise von der Welt vorbrachte, forderten eine Erwiderung, und so hatte er auch, ehe sie sich selbst einmal zu sagen vermochte, wie dieß geschehen sein konnte, einen Schluß auf ihr gegenwärtiges Reiseziel gewonnen.

„Wie glücklich sich das trifft,“ rief er freundlich aus, „daß Sie gerade, wie ich selbst, nach B. reisen! Da wir mitten in der Nacht dort anlangen, dürfte es leicht sein, daß Ihnen irgend eine Dienstleistung willkommen wäre, vorausgesetzt,“ fügte er in halber Frage hinzu, „daß Sie nicht etwa erwartet und von Freunden in Empfang genommen werden.“

Ihre Antwort war, daß kein Mensch von ihrer Ankunft unterrichtet sei. Sie wollte auch noch einige Worte auf sein höfliches Erbieten sagen, aber es ward ihr schwer, in diesem Augenblick zu sprechen, und so kam der Dank nur unvollständig über ihre Lippen.

Der Fremde indessen schien denselben nicht zu vermissen, denn er sprach sofort weiter, um ihr zu sagen, daß er zwar selbst nicht mehr in B. wohne, dort aber noch eine alte Mutter habe, die er gerade jetzt besuchen wolle. Unwillkürlich war er aber wohl durch diese eine Mittheilung zu einer weitern geführt worden, denn er fügte noch hinzu, daß er gleich nach Beendigung dieser kürzern Reise seine Heimat ganz verlassen würde, weil er im Begriff stehe, sich in seiner Eigenschaft als Arzt in einer Stadt des nördlichen Deutschlands niederzulassen.

Sie antwortete darauf nur so viel, wie nöthig war, um ihm zu zeigen, daß sie ihn nicht mit völliger Theilnahmslosigkeit anhöre, und für eine kurze Weile schien auch er darauf des Redens vergessen zu haben, die persönlichen Angelegenheiten, die er berührt hatte, mochten seine Gedanken beschäftigten. Als wenn sich ihm aber auf dem Wege, den die letzten Minuten, von selbst diese Frage dargeboten hätte, wandte er sich bald wieder an seine Reisegefährtin und erkundigte sich mit einem Lächeln, ob er sich irre, wenn er sie, im Hinblick auf ihre Sprache, für eine Angehörige desselben Landes halte, in welchem fortan sein eigener Herd stehen würde.

Eine Sekunde lang preßten sich die Lippen der jungen Frau zusammen, dann aber sagte sie ihm — Sie konnte ja nicht anders! — daß in der That seine Voraussetzung richtig sei und sie das Herzogthum ** ihre Heimat nenne.

Er erwiderte halb scherzend, daß sie ihm mit diesem Zugeständnisse fast das Recht eines Landmannes übertrage, und daß sich das letztere wohl auch noch in anderer Form begründen ließe, da er mit seinem Namen wenigstens in dem betreffenden Lande bereits eingebürgert sei. „Jedenfalls ist es nicht unmöglich,“ setzte er dann in seinem bisherigen Tone und wie beiläufig sprechend hinzu, „daß Sie von einem Solting, der in **schen Diensten stand — er war ein Halbbruder meines Vaters — irgendwie haben reden hören.“

Daß sie zusammengezuckt war, als er den Namen aussprach, hatte er nicht gesehen, indem er bei seinen letzten Worten den Kopf zufällig abwandte, so aber behielt sie Zeit, sich wieder zu sammeln, um ihm, als er sich ihr wieder zulehnte, sagen zu können, daß sie allerdings von einem hochgestellten Manne, den man den Geheimrath von Solting genannt, reden gehört habe, von persönlichen Beziehungen zu ihm aber nicht sprechen könne, da er ihr bis zu seinem Tode fremd geblieben sei.

Wie um sie zu verständigigen, gestattete er sich einige Aeußerungen über den Werth, den er dem Verstorbenen beigemessen hatte, und knüpfte an diese dann die Bemerkung, daß seine Ergebenheit für den Oheim ihm auch die

Beurtheilung für die vielbesprochene späte Verheirathung des Letztern diktiert haben möge, indem er nur das Eine beklagte, daß der Tod ihn so rasch von seinem Glück geschieden habe.

„Obgleich selbst aus Grundsatz Eölibatär — mir gilt nämlich die Wissenschaft als das Weib, dem ich mich habe antrauen lassen“ — erklärte er mit seinem ihm eigenenthümlichen Humor — „so habe ich mich doch in diesem Fall entschieden auf Seiten meines Oheims gestellt und widme seiner jungen Frau, ohne sie bis zur Stunde noch zu kennen, aber im vollen Vertrauen, daß Alles, was ich über sie höre, begründet ist, meine Verehrung! Dem Rufe nach ist sie nämlich schön und von hohem Geiße.“

„Schön und von hohem Geiße — so sagt man!“ sprach Anna ihm nach.

„Ah — auch Sie wissen das!“ entgegnete er, offenbar angenehm berührt. „Ich gestehe, ich habe wirkliches Verlangen, die Dame kennen zu lernen, und so bin ich zu dem Entschlusse gekommen, in der nächsten Zeit schon, vor dem Antritt meines ärztlichen Postens, Ihrer Residenz einen Besuch abzustatten, um an Ort und Stelle eine Verbindung mit abwesenden Verwandten anzustreben.“

Anna gab keine Antwort; es war ja vielleicht nicht übel zu deuten, daß die Privatangelegenheiten eines ihr gänzlich fremden Mannes ohne wirkliches Interesse für sie blieben, dennoch mußte der Sprechende mindestens eine Aeußerung von ihr erwartet haben, denn er blickte sie nach seinen letzten Worten an, als vermisse er ihre Gegenrede. Noch in demselben Moment jedoch rief er halb betroffen aus:

„Sie sind blaß geworden — Sie fühlen sich elend — das Sprechen mit mir muß Sie angegriffen haben!“

„Es ist nichts,“ sagte Anna, „die lange Fahrt, die Hitze des Tages vielleicht — ich weiß nur, daß meine Kraft nicht sehr groß ist.“

„Sie bedürfen einer Stärkung!“ rief der Arzt, welcher aufmerksam in ihr Gesicht geblickt, das rath, was er, um dann eben so rasch hinzuzusetzen: „Gottlob, der Zug fährt langsamer — wir sind gerade bei einer Station; was immer in dieser trostlosen Gegend, wo ja leider Fuchs und Wolf einander Gutenacht sagen, zu haben ist, soll Ihnen werden!“

Er machte Miene, das Coupé zu öffnen und rief, als ihm dieß nicht gleich gelang, einen der draußen hin und her eilenden Schaffner zu seiner Hilfe herbei.

„Sie werden nicht aussteigen können, mein Herr!“ rief dieser zurück. „Der Zug hält nur drei Minuten!“

„Gerade genug, um zur Restauration zu kommen!“ beharrte der Fremde.

„Es geht nicht — ohnehin zwei Minuten Fahrzeit verloren!“ insinuirte der Schaffner eilig, und Anna erklärte eindringlich, wenn auch mit schwacher Stimme, es sei nicht der Mühe werth, sich ihretwegen Unannehmlichkeiten zu bereiten, sie werde sich schon wieder erholen.

Ihr Reisegefährte jedoch schien auf keine Einrede hören zu wollen, vielleicht, weil der Arzt in ihm rege geworden war, der es erkannte, daß der Dame an seiner Seite irgend eine Kräftigung zu Theil werden mußte.

„Aufgemacht!“ rief er noch einmal hinaus, und diesem Ton, in welchem die Gewohnheit des Befehlens lag, wagte der Schaffner nicht zu widerstehen; er murmelte wohl noch etwas von eigener Gefahr und Verantwortung, öffnete aber nichtsdestoweniger die Thür und eilte dann weiter.

Der Weg bis zur Restauration war wirklich nicht weit, der Ausgestiegene hatte ihn in wenigen Sekunden durchgemessen, aber die Schwierigkeit, hier das Gewünschte zu erlangen, tauchte erst auf, als er sich am Ziele glaubte. Wie die ganze Landschaft die, Bezeichnung, welche der Arzt für ihre Dede und Unwirtlichkeit gewählt hatte, verdiente, so übertrug sich dieser Charakter auch auf die hier befindliche Station: sie war eine der armseligsten, die es geben konnte. Zudem kostete es einige Mühe, den vor unverschämter Tadeln Kellner nur insoweit zu ermuntern, daß er die Schätze, über welche er zu verfügen hatte, herabließ, und schließlich blieb dem Fragenden nichts weiter übrig, als bei einem Glase mittelguten Weins, dem Einzeigen, was sich zu Stärkungsmittel für seine Dame aufstreifen ließ, stehen zu bleiben.

Die drei von dem Schaffner genannten Minuten waren inzwischen vergangen; ungeduldig riß Doktor Solting die Flasche dem Kellner aus den langsamen Händen, um selbst das Einschenken zu besorgen, aber seine Eile konnte nicht mehr gut machen, was einmal durch Mißgeschick verderben war: in dem Augenblick, als er nach seinem Coupé zurücklehren wollte, ertönte der Pfiff der Lokomotive; die Prophezeiung des Schaffners hatte sich erfüllt, und als ein zurückgebliebener Passagier durfte er dem davonbrausenden Zuge nachschauen.

Einen Augenblick lang kämpfte er offenbar mit seinem Verdrusse, dann aber verrieth sein Gesicht, daß er dazu gelangt war, sein Unglück und mit ihm sich selbst in heiterer Weise zu verspotten; er hatte wohl nur noch eine leichte Mißstimmung, die ihm in Bezug auf die kranke Dame kommen wollte, zu überwinden. Indessen: es konnte ja sein, daß derselben in kürzester Frist auf andere Art der Beistand, welchen er ihr hatte leisten wollen, zu Theil ward — in demselben Augenblicke suchte er über den Gedanken an seine kaum verlassene Reisegefährtin hinauszukommen, um sich alsdann leichtem Tones an den neben ihm stehenden, verduht dreingelohenden Kellner zu wenden.

„Wieviel Zeit habe ich bis zum nächsten Zuge?“ fragte er.

„Der nächste Zug? Drei Uhr fünfzig!“ sagte der Bursch die feststehende Lektion auf.

Der Arzt zog seine Uhr.

„Also genau gerechnet noch vier Stunden, und gerade genug, um wenigstens den Versuch machen zu dürfen, ob sich auf euern Polstern hier schlafen läßt!“ sagte er. Und damit warf er sich auf die erste beste der harten Holzbänke, als auf das einzige Kubelager, welches das Lokal aufzuweisen hatte, schob sich die Reisebede, die er zum Glück beim Aussteigen aus dem Coupé nicht von der Schulter geworfen hatte, unter den Kopf, und gab dem Kellner den Befehl, ihn zu rütteln, wenn er etwa nicht in der richtigen Minute die Augen wieder aufmachen sollte. —

Zu derselben Nachtstunde etwa war es, als Gustav Witten von seiner zweitägigen Abwesenheit zurückkehrte. Ermüdet, wie er von der Fahrt war, würde er wohl ohne Weiteres sein Schlafzimmer aufgesucht und sich zur Ruhe begeben haben, ohne vorher nach irgend einem Menschen, einem Dinge Fragen zu stellen, wenn ihm nicht sein Diener, der erhaltenen Weisung gemäß, mit der Meldung entgegengetreten wäre, daß die gnädige Frau ihn bitten lasse, den Brief, welchen sie vor ihrer Abreise geschrieben hätte, sofort zu lesen.

„Ein Brief von meiner Frau? — und abgeriebt sollte sie sein?“ fragte Gustav verwundert, um sich dann jedoch im nämlichen Augenblick noch zu erinnern, daß es nicht schädlich sein dürfte, dem Diener irgend eine Ueberraschung über das Thun der Herrin zu zeigen, und wie es ihm zu gleich durch den Sinn ging, daß er schon einmal bei seiner Heimkehr durch eine ähnliche, Anna betreffende Nachricht unangenehm berührt worden sei, setzte er in kühlem Tone hinzu: „Nun, es ist gut — Sie brauchen mir nicht zu antworten, Johann! Ich besinne mich — es ist Alles in Ordnung. Geben Sie mir nur den Brief!“

Der Diener brachte das Schreiben, rüdt seinem Herrn zum bequemeren Lesen die Lampe zurecht und zog sich dann auf den Wink des Letztern aus dem Zimmer zurück.

Die Spannung, mit welcher Gustav den Brief erbrach, war nicht allzu groß, sein Bekremden hatte sich rasch gelegt. Anna war verzeiht! — Nun ja, der Grund, der ihr den Entschlusse eingegeben hatte, blieb ohne Zweifel ein triftiger — er wollte das ohne Weiteres annehmen, ihre Entschuldigung unbedingt gelten lassen; und im Uebrigen — ob sie dann etwa morgen oder übermorgen, oder auch noch um einen Tag später wiederzukehren gedachte — es war ja nicht von so besonderer Wichtigkeit!

Die gleichgültige Miene sollte indessen nicht lange auf seinem Antlitze bleiben! — Schon als er die einleitenden Worte von Anna's Brief gelesen hatte, änderte sich sein Ausdruck, und dann steigerte sich das Staunen, das in ihm hervorgerufen war, zu einem jähen und tiefgreifenden Erschrecken.

„Wenn ich mich auch in der tiefsten Noth meines Herzens fühle, geliebter Gustav,“ schrieb ihm sein Weib, „so hat es mir der liebe Gott doch gegeben, daß ich Deine und meine Lage klar überdenken kann, und darum weiß ich denn, daß es nur einen Weg gibt, den ich nehmen darf. Gegen die Einsicht, daß ich Dir zum Hindernisse geworden bin und zwischen Dir und Deiner ersten Liebe, die ja immer Deine einzige bleiben wird, stehe, hilft mir nichts. Ich kann es Dir, wenn Du das wünschst, mit einem Eide vor Gott bekräftigen, daß ich Dir darum keinen Vorwurf mache, aber ich muß auf mein Gewissen und auch — verzeihe mir das, Gustav! — auf meinen Stolz hören, und beide sagen mir, daß ich nicht länger an Deiner Seite bleiben darf, sondern Dir Deine Freiheit zurückgeben muß. Du selbst sagtest wohl neulich, es sei schwer, eine Ehe zu lösen, und ich habe mich darauf besonnen, daß ich dieß früher aus meines Vaters oder anderer Leute Munde bisweilen so hörte, aber ein Mittel, ein Weg wird doch zu finden sein. Mein eigenes Denken ist freilich zu schwach dazu, aber ich habe mich an Jemand erinnert, der sicher helfen kann, und ich will ihn Dir nennen. Ein Stiefbruder meiner Mutter ist Advokat in B., er besitzt einen Ruf als Jurist: — zudem hat er sich mir persönlich in früherer Zeit, als sein Wohnort dem unsrigen näher lag, sehr freundlich erwiesen, und darum will ich jetzt zu ihm reisen und ihm unsere Sache an's Herz legen, in der Ueberzeugung, daß er den Weg kennt, der uns Beide aus dem Elend hinausrührt.“

Was weiter noch in dem Briefe stand, las er kaum noch, ihre Abschiedsworte, ihre rührenden Bitten, so freundlich an sie zurückzudenken, wie er es vermochte, und es ihr nicht anzurechnen, daß sie so lange, ohne es zu wissen und zu wollen, eine Fessel für ihn gewesen sei, gingen an seiner Seele vorüber; er hatte ein Gefühl, als solle er in diesem nämlichen Augenblicke ersticken — so heftig war seine Aufregung. Was hatte Anna ihm geschrieben, was wollte sie thun? Einen Schritt, der trostloses Wirrwal heraufbeschwören, der sie, ihn selbst in ein ausgangloses Labyrinth hineinführen mußte! Es durfte nicht sein — er hatte einzugreifen, sie zurückzuhalten! — Er besann sich nur kurz — das Mittel, welches sich ihm zuerst darbot, ward auch zuerst von ihm ergriffen; in wenigen Minuten schon war ein Telegramm, das er absenden wollte, entworfen. Das selbe richtete sich an den Verwandten in B., den Anna ihm in ihrem Briefe genannt hatte, und ersuchte diesen, die Angelegenheit seiner Nichte nicht aufzunehmen. Ein Brief würde weitere Erklärungen bringen, Gustav darauf aber selbst kommen, um seine Gattin heimzuholen.

Ein Bote mußte dann noch in der Nacht die Depesche an die nächste Station tragen, sie sollte die erste sein, welche mit dem anbrechenden Morgen befördert wurde.

Erst nachdem diese Einrichtung getroffen war, kam einige Ruhe über Gustav, er konnte wenigstens sorgfältiger die Lage, in welche Anna ihn und sich durch ihre Flucht — denn so mußte er ihre heimliche Entfernung ja bezeichnen! — versetzt hatte, überdenken, und war er zuerst halb betäubt gewesen: nun hatte er sich auf das zu besinnen, was sie dazu getrieben hatte, ihn zu verlassen.

Freilich wohl, einen Zweifel hatte sie ihm nicht geschenkt; seine Liebe zu Theresen war von ihr erkannt worden — sie hatte dieselbe nicht ertragen wollen! Indessen: konnte er selbst gegen das Verhängniß, traf ihn überhaupt eine Schuld? Nein! — Und sie selbst hatte das zugestanden — warum denn nahm sie nicht als ein Unglück hin, was eben ein Unglück war? Hatte er — er selbst etwa an seinen Ketten gerüttelt? hatte er nicht vielmehr jeden Seufzer nach Freiheit in sich erstickt? — Daß sich ohne volles Glück leben ließ, sah sie an ihm — warum begnügte sie sich nicht mit den Rechten, die er ihr einmal gegeben hatte und die er stets unangefastet und ungekränkt gelassen haben würde?

Er war unruhig, heftig zuletzt, in seinem Zimmer auf und ab gegangen, während er so mit sich sprach. Es fiel ihm jetzt überdies erst recht ein, wie Anna's gewaltsames Vorgehen ihn und sie in den Augen der Welt kompromittiren, sie Beide dem Gerüchte derselben preisgeben mußte, diesem Gerüchte, daß er stets in stolzer Abwehr von sich und seinen Angelegenheiten fern zu halten gewußt hatte, und bei der bloßen Vorstellung, daß die letzteren nun den Leuten gerade wichtig genug erscheinen dürften, um ihnen zum Klatsch zu dienen, wolle ein bitterer Unmuth in ihm auf.

Ein Funken aber dieses Unmuths, dieses Grolls sprühte auf Diejenige über, welche eben noch, ohne daß er sich selbst dieß gestehen mochte, nahe daran gewesen war, ein anderes Gefühl, das der Reue, der Selbstanklage, in seinem Herzen zu erwecken! —

(Fortsetzung folgt.)



Die Seidenindustrie im Libanon.

(Bilder S. 341.)

Beirut oder Bairut, die Hauptstadt eines Bezirks im asiatischen Vilajet Syrien mit etwa 80,000 Einwohnern, die uralte phönizische Hafenstadt Berytos, liegt zwar im Herzen des Libanonterritoriums, gehört jedoch nicht zu diesem, denn die Türken wussten den Werth dieses Bezirkes zu gut zu schätzen, als daß sie ihn so leicht dem Libanongouvernement abgetreten hätten. Zwei Wachtthürer, eines von türkischen, das andere von Libanonoldaten besetzt, zeigen an, wo Beirut aufhört und der Libanon beginnt, und wenn man an ihnen vorübergegangen ist, so erblickt man, über die Hügel zerstreut, große, langgestreckte Gebäude mit schlanken Schornsteinen: die Seiden Spinnereien des Libanon.

Da wir mit Empfehlungsbrieffen versehen sind, so wenden wir uns der nächstgelegenen zu, wo dicht bestandene Fichten einen einladenden Schatten bieten, wo Ruhe und Stille zu herrschen scheint.

Gleich beim Eintritt fällt unser Auge auf ein farbenreiches Bild. Unter einem von Matten gebildeten Dache sitzt eine Schaar buntduckeliger Mädchen, welche die noch bunteren Cocons (Seidenraupengepinnste) sortiren. Der Besitzer der Anstalt begrüßt uns, wirft einen Blick auf unsern Brief und ladet uns ein, Platz zu nehmen. Wir sprechen von Diefem und Jenem, bis der unermeidliche Kaffee erscheint, ohne welchen im Orient nichts geschehen kann. Bald darauf präsentiren Diener Gläser mit Limonade, in welcher der Fischweine der Gebirge schwebt, eine angenehme Abwechslung mit dem Kaffee, namentlich nachdem wir die schattenselose, staubige Landstraße passiert haben.

Während wir es uns wohl sein lassen, langen beladene Maulthiere an, und wir sehen die Cocons, wie sie aus den Landdistrikten herbeigeschafft worden. Große Matten werden ausgebreitet, auf welche die Seidengehäuse aus ihren halb hoch, halb forkbühlichen Behältern geschüttet werden.

Sie werden sorgfältig geprüft und besüßt und wir dabei in die Geheimnisse eingeweiht, nach welchen die Güte der Cocons beurtheilt wird: sie sollen gleichmäßig oval, etwa vier bis fünf Centimeter lang und an allen Stellen hart sein; beim Drücken müssen sie etwas einsinken, ungefähr wie ein harter Filzhut, und wieder auspringen. Bisweilen sind sie dünn wie Papier, aber von gutem Aussehen: diese geben zwar gute Seide, da sie aber noch die Puppe (Chrysalis) enthalten und nach dem Gewichte gekauft werden, so sind sie nicht so viel werth wie andere. Bisweilen ist das eine Ende dünn und der Rest stark: diese sind sehr wenig werth, denn wenn sie eine kurze Zeit abgewickelt sind, so trifft man auf die Stelle, wo der Faden gerissen ist, und da dieß manchmal sehr bald geschieht und doch kein Mittel vorher zu erkennen ist, so kann man für sie nur einen annähernden Preis zahlen, was im Orient einen sehr niedrigen bedeutet. Bisweilen findet sich an einem Ende eine Oeffnung, ein Beweis, daß während des Transports die Motte zur Entwicklung gelangte und sich ihren Weg in's Freie bahnte. Solche Cocons sind werthlos, und wenn sie eine weite Reise gemacht haben, so sind derartige vielfach vorhanden und man sieht zwischen den Cocons die weißen Motten umherkrabbeln, die stets zur Fucht aufbewahrt werden.

Jetzt gilt's, über den Preis einig zu werden! Heftige Rede und Gegenrede erhebt sich zwischen dem Verkäufer, dem Maul-

thiertreiber und dem Besitzer der Spinnererei. Der Letztere bietet als Schätzungspreis 15 Pfaster (etwa 2 1/2 Mark) für die Co (1375 Gramm); der Erstere erklärt mit Lebhaftigkeit, sie kosten ihn selbst 25 Pfaster, für weniger als 26 Körner er sich unmöglich von keiner Waare trennen, und dabei verdiene er kaum das Futter für seine Maulthiere. Endlich wird man auf 20 Pfaster einig. Der Verkäufer jammert über seinen Verlust, aber er müsse den Preis annehmen, er könne nicht weiter nach einem Käufer sich umsehen, weil sonst alle Motten austriechen und seine ganze Waare ruiniren würden.

Das Nächste ist nun, sofort die Puppen zu tödten, bevor sie sich zu Motten entwickeln und die Cocons durchbohren. Dieß geschieht in dem auf unserer Illustration dargestellten „Ersticker“, in welchen die Cocons auf flachen Zübern gebracht werden. Der Apparat besteht aus einem auf Rädern beweglichen, dampf dicht verschließbaren Gehäuse, in dessen Thür sich ein Thermometer befindet, dessen Kugel in das Innere des Erstickers hineinragt.

Die mit Cocons gefüllten Züber werden auf die Quersäbe gestellt, welche im Ganzen bis 200 Olen halten können. Dann wird die Thür geschlossen und Dampf in das Gehäuse einströmen gelassen. Diese Operation wird stets von einem höhern Beamten der Spinnererei am Thermometer und mit der Uhr in der Hand überwacht. Nach etwa drei Minuten läßt er den Dampf abstellen und öffnet die in der Abbildung sichtbare kleine Klappe. Mit einer Schere nimmt er einen Cocon heraus, schligt ihn auf und prüft die Puppe. Es spießt sie an eine Scheerspitze und nimmt das Herz in die Hand. Ist dieses weich und bildet beim Drücken einen Brei, so ist die Puppe todt, zeigt sich jedoch noch eine Spur von Bewegung, so ist noch eine halbe Minute Dampfwirkung nöthig. Ist für eine Beschädigung mit Cocons die zum Ersticken erforderliche Zeit ermittelt, so werden die anderen ganz dieselbe Zeit in dem Apparat belassen.

Dieser wird nun schnell entleert, das Füllen und Entleeren beaufsichtigt ein Mädchen, und es ist eine schwere Arbeit, da mindestens ein Duzend Mädchen von den Sortirern ununterbrochen hin und her wandern müssen. Sind alle vorhandenen Cocons getödtet, so werden sie zum Abkühlen auf Matten in den Schatten gelegt, denn sie sind während der Operation feucht und weich geworden. Es ist ja bekannt, daß auch fertige Seide ein stark Wasser anziehender, hygroskopischer Körper ist und bis 30 Prozent Feuchtigkeit aufnehmen kann, ohne eigentliche Käufe zu zeigen. Schon seit langer Zeit entstanden deshalb in Italien und Frankreich Anstalten zum Konditioniren der Seide, d. h. zur Ermittlung des Wassergehaltes und wirklichen Handelswertes.

Die getrockneten Cocons kommen jetzt zu den Ausletern, welche durch Verührung erkennen, ob sie stark oder schwach, eben oder uneben sind, und dieselben nach ihrer Qualität sortiren. Es ist eine lebhaftes Szenen; die hellen Gewänder der Mädchen kontrastiren mit ihrer olivendunklen Hautfarbe und den feurigen schwarzen Augen, während die vielfarbigen Kopftücher eine Einförmigkeit der Farbeneffekte verhindern. Nicht minder schön ist die mannigfache Färbung der Cocons. Gewöhnlich sind diese zart grünlich-gelb, doch gibt es auch viele weiße, selbst rosenroth angehauchte, alle aber besitzen einen eigenthümlich glänzenden Schimmer, welcher die Bläue des Himmels zurückschleudert und dem Ganzen einen äußerst lieblichen Farbenton verleiht.

Nach dem Auslesen in verschiedene Qualitäten werden die Cocons im Beutel gewogen und den Spinnern übergeben. In einem langen, luftigen Raume befinden sich zwei Reihen Arbeiter und Arbeiterinnen, eine auf jeder Seite. Vor ihnen steht ein langer Tisch, vor jeder Person eine flache Schale, hinter ihnen befinden sich die durch Dampf getriebenen Spinnräder. Jede Schale ist mit einem Dampfrohre versehen, um das Wasser zum Sieden zu erhitzen. Die Cocons werden in die Schalen geworfen, nachdem diese mit einer Flüssigkeit gefüllt sind, welche wie sehr schaumiges Wasser aussieht, in Wirklichkeit aber Puppen (Chrysalis) Saft ist, dessen Darstellung im Weitem beschrieben werden wird. Nun wird der Dampf angelassen und das Wasser erreicht schnell den Siedepunkt. In wenigen Minuten beginnt die lebhaftes Farbe der Cocons zu verblasen und verwandelt sich in ein trübes Hellbraun. Das Sieden wird dann unterbrochen und die schwimmenden Cocons samt mit einer Art feinem Besen aus dünnen Zweigen gestrichen. Bald ergräbt der Besen die Enden der Seidensäden und bald ist die größere Anzahl der Enden erhohelt. Diese werden mit der linken Hand erfasst, während die noch freien Cocons zusammengetrieben und weiter gestrichen werden, bis auch sie sich zu lockern anfangen. Nun werden zehn Cocons in zwei Gruppen zu je fünf reparirt und die feinen Enden jeder Gruppe durch das Dreh eines gabelförmigen Reifingstückes gestekt, das vor jedem Arbeiter steht, wie unsere Illustration es zeigt. Die fünf Häbchen vereinigen sich zu einem Faden, und dieser wird durch Haken, die sich an einem oszillirenden Stabe befinden, am Spinnrade befestigt. Die Spinnräder werden durch Reibungsräder an einer durch den ganzen Raum gehenden Spindel in Bewegung gesetzt. Vor dem Passiren der Haken werden die Fäden einmal um einander gewunden und dadurch beim Weiterspinnen gerieben. Dieß ist nothwendig, um das Zusammenhaften der feinen Fasern zu sichern, aus welchen sie bestehen. An einem Ende des Arbeitsraumes befanden sich in dieser Spinnererei zwei oder drei Räder, welche eine sehr grobe, knottede Seide spannen. Diese stammte von Cocons, welche Zwillingsschrysaliden enthielten, deren sich in der ganzen Masse der Cocons gewöhnlich ein bis zwei Prozent finden. Diese Seide hat geringern Werth als die andere und wird im Lande selbst verbraucht.

In diesem Raume machte sich ein die ganze Atmosphäre durchdringender Geruch unangenehm bemerkbar, herrührend von dem siedenden Puppenreste und dem eigenthümlichen Geruche der Cocons. Wir verlassen ihn und wenden uns einem kleinen, abgelegen errichteten Gebäude zu. Der abscheuliche Geruch wird immer stärker, auch mit dem besten Willen können wir uns nicht überwinden, in dieses Gebäude einzutreten, sondern bleiben an der Pforte stehen. Innen sehen wir einen Mann, der mit einem großen hölzernen Stöbel die Puppen zusammenstampft, nachdem die Seide von ihnen abgewunden ist. Dieses Stampfen geschieht, um den Chrysalisast zu gewinnen. Unser biederer Freund präsentirt uns aus einem Bottich eine Tasse voll, was er grinsend benennt: „Chrysalismilch!“ Es ist eine dicke, weißliche Flüssigkeit, von welcher etwas in jede Schale im Spinnraume gethan wird, um der Seide Haltbarkeit und Elastizität zu geben.

Schließlich beschäftigen wir noch die Dampfmaschine und wollen uns bestens dankend verabschieden.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Der Kaiser Nikolaus besuchte einst in einer Gouvernementsstadt das Gefängniß und kommt beim Anblick der Sträflinge auf die Idee; sie selbst über die Ursache ihrer Einschließung zu befragen.

„Wofür sitzt Du?“ wendet sich der Kaiser an den Ersten.

„Schuldlos, Eure Kaiserliche Majestät,“ heult der Gefragte und wirft sich auf die Knie, „auf falsche Angabe hin! Da wurde halt eine Kirche beraubt und der Küster abgethan — ich weiß von gar nichts! — die Buerlein fassen mich...“

Der Kaiser winkt ihm ab und wendet sich zum Zweiten:

„Du, wofür?“

„Auch falsche Angabe, Eure Kaiserliche Majestät. Ein Hausfischer wurde nahe beim Dorf erschlagen und ausgeplündert — mir ist's auch nicht im Traume eingefallen...“

„Du?“ wendet sich der Kaiser zum Dritten.

„Pure Bosheit, Eure Majestät. Hat mir mein Nachbar einen ganzen Pack falschen Papiergeldes untergeschoben und auf den Boden wer weiß was für Drucksteine geschleppt — ich bin rein wie ein Kind.“

Die Jeremiaden dieser Tugendhelden langweilten den Kaiser schließlich. Rasch überflog er die ganze Reihe der Sträflinge und sein Blick fiel auf einen gerulmpten Zigeuner.

„Du, mein Junge, natürlich auch auf falscher Angabe?“

„Durchaus nicht, Eure Kaiserliche Majestät, ich sit' mit Fug und Recht; hab' einem Kaufmann kein Köstlein gestohlen.“

„Köstlein gestohlen!“ wiederholte der Kaiser lächelnd und wendete sich zum Gouverneur: „Sofort hinaus mit dem Taugenichts! Unter so ehrlichen und unschuldigen Leuten darf er nicht bleiben, sonst verdriest er mir am Ende noch die ganze Gesellschaft.“

Gute Kameradschaft.

„Aber sage, Freund, wie kam es, daß Du in Deiner letzten noblen Soirée einen durchaus nicht patent aussehenden Menschen bei Dir hattest und ihn noch obenin auf den Ehrenplatz an Deine Seite setztest?“

„Das will ich Dir sagen. Der Kerl war mein Schulfreund, ist sehr heruntergekommen und hat manchmal die Laune, mich kameradschaftlich zu besuchen. Er kam, als wir uns gerade zu Tisch setzen wollten. Was sollte ich machen? Das Einzige war, ihn dicht zu mir zu setzen, sonst hätte er mich über den ganzen Tisch herüber geduzt!“

Der bessere Platz.

Onkel (zu seinem kleinen Nefen): Nun, Karl, was hast Du in diesem Vierteljahre für einen Platz in Deiner Klasse?

Karl: O, einen viel besseren als im ganzen letzten Jahre; ich bin der Bierzehnte.

Pate: Aber es kommt mir vor, Du seiest letztes Jahr in der Regel der Achte gewesen?

Karl: Ja, Onkel. Aber dieß Jahr bin ich neben dem Onkel!

Ein bisher unbekannt gebliebenes Gedicht des bekannten Komikers Retroy lautet wie folgt:

Acols-Blüten-Anhang.

(Zur Deklamation geeignet.)

In Lilien-schwung prahlt des Waldes Sinn,
Es stöhnt die Hellschlut nach trügerischen Gestalten,
Die Perle mordet Eichenwipfel hin
Und Laub und Ring des Schaumes Glück enthalten.
Doch wenn der Klaffe Stolz im Mond geboren,
Kann Titan's sanfte Wuth der Hölle Blumen bringen.
Er schwebt am Tage, wo die Nacht geboren,
Des Wahnsinns stiller Blick, wenn auch Trompeten klingen.
Drum Himmelsluft in der Lawinen Brande
Hinschleudern will ich an des Ufers Blütenklang.
Und lecht auch Liebesinn am Jephthrande,
Bleibt doch der Palme Gold, die Sturmwind säß errang.
20. 3. 53. J. Retroy.

Lazar Weichselbaum, der Schlaue. Keiner in ganz O. war unter Juden und Christen so geschätzt und wohlgeleitet wie Herr Lazar Weichselbaum. Er besaß ein Vermögen, das ihn unabhängig stellte, war ein gelehrter Talmudist, fromm und gern bereit, mit Rath und That zu helfen. Seine Frau erfreute sich nicht gleicher Werthschätzung; es war das eine alternde, abschreckend häßliche und jantische Frau, und es ging das Gerüchte, Herr Weichselbaum verdanke seine gute Laune nur seiner Köchin Esther, einem jungen, frischen und braven Mädchen. Eines Tages sprach Herr Lazar zu seiner Frau:

„Du weißt, daß ich mit allem Fleiß darauf achte, alle Gebote des Herrn zu erfüllen; ein Gebot jedoch ist von mir noch unerfüllt geblieben. Es steht nämlich in den heiligen Schriften, daß der Mann sich das besondere Wohlgefallen Gottes erwirbt, welcher sein entlassenes Weib wieder freundlich aufnimmt. Ich bitte Dich nun, nimm den Scheidungsbrief von mir, nur auf acht Tage, dann kehrt Du wieder zu mir zurück und ich habe auch dieses Gebot erfüllt. Dafür kaufe ich Dir eine goldene Uhr sammt Kette.“

Die goldene Uhr sammt Kette that ihre Wirkung, die Scheidung erfolgte unter Zustimmung beider Ehehälften und nach acht Tagen kehrte die geschiedene Frau in das Haus des Weichselbaum zurück und verlangte ihre alte Stellung und die Uhr.

„Hier ist die Uhr sammt Kette,“ sagte dieser, „aber mein Weib kannst Du nicht mehr werden, ich habe indessen — unserer Esther versprochen, sie zu heirathen...“ — Tableau.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 324:

Wer den seidenen Rod zuerst verträgt, muß nachher den wollenen tragen.

Charade.

Erscheint, wie die Erste spricht, Die Arbeit dir, so läume nicht; Denn wie der Sinn des Wortes legt dar, Ist sie dann bald der zweiten Paar. Doch hüte dich mit klugem Geist, Daß man dich nicht das Ganze heißt.

Auflösung des Palindroms Seite 324:

Lage, egal.

Kleine Korrespondenz.

Hrn. R. M. in D. Sie haben ein hübsches Talent, aber Sie müssen es erst durchbilden; streng logisch jeden Satz prüfen und sich nicht von Zwischeneinfallen und Bildern rechts und links vom Grundgedanken ablenken lassen. Einfachheit sei zuerst Ihr Ziel. Becker's deutsche Grammatik, Prag, Tempsh. Musterstücke deutscher Prosa. Lesen Sie Paul Heyse's Novellen, einer der vorzüglichsten deutschen Stylisten in diesem Genre.

Hrn. G. Brandketter. Die Ache besteht aus Dämpfen von Fluorwasserstoffsäure, deren nicht ungefährliche Darstellung in jedem Lehrbuch der Chemie steht.

Hrn. J. Schmitt in A. Vielleicht aus dem Verlag von B. F. Voigt in Weimar zu beziehen.

Hrn. Alb. Greven in M.-Gl. Mit Dank acceptirt. Soll bald gebracht werden.

K. junger Abonnent in Ottenhfen. Wir bitten um Angabe Ihrer genauen Adresse, worauf Ihnen von unserer Verlagsabteilung die gewünschte Auskunft zukommen wird.

Hrn. J. P. in W. Die Federn werden galvanisch vergolddet und dann polirt.

Hrn. D. J. in R. In diesem Format seit 1874.

J. S. in Reuskadt. Auf alle diese Fragen kann vielleicht nur das militärische Kunstbureau in Leipzig (Georg Pamel) antworten.

Abonnent am Rh. 1) Ja! Bei Wiegandt, Hempel und Parey in Berlin erschienen. 2) Fortschrittliche Kenntnisse theoretischer und praktischer Natur sind bei Staatsanstellungen nachzuweisen.

Hrn. Fr. in Moskau. 1) Es gibt jetzt sehr viele Konstruktionen der Fernsprechanlage. 2) Sind einfach nicht zu entfernen. Bergehen häufig von selbst.

Abonnent in Bremen und J. J. in Innsbruck. Die Redaktion der „Industrieblätter“ in Berlin gibt über solche Firmen Auskunft. Das liegt nicht im Kreise unserer „Kleinen Korrespondenz“.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Räthselräthseln etc. sind uns zugekommen von: Frly. Mina Langheinrich, Berlin; Anna Lohke, Dresden; Hulda Grün, Stettin; Josephine Kurnigg; Frau A. G. Leven, Herdingen; L. Wable, Rutenberg; Hr. Paul, Oppeln; J. J. Innsbruck; M. Strohmeyer, Berni-gerode; H. Rutzkera, Prag; E. Schneider, Oppeln; M. Sulmann, Berlin; Klatschbanteil in Theufingen; K. Keller, Innsbruck.

Hrn. S. Amar in Pest. Gegen dergleichen Freibeuterthum sind wir leider machtlos. Unser alleiniges und ausschließliches Eigenthum — daher widerrechtlich.

Hrn. H. Rutzkera. Ganz hübsch. Das Wort „Herz“ aber zu bayerisch und daher unantik. Mit Köpf. überreich versehen.

Abonnent in Schweden. Der weitgrößte Theil der Leser wünscht diese. Sie werden übrigens befriedigt werden.

Abonnent Jollern. Gabelberger. Auseinandersetzungen würden hier zu weit führen.

J. Morzewski in Warschau. Hauskild, französisch-deutsche Korrespondenz, Berlin. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen diese.

H. S. in Hamburg. Nur eine Person. Die Anderen entweder Ritterden oder durch Legate beeheligt.

Postbeamter in Medlenburg. Das Dorf ist in den geographischen Veritas nicht zu finden.

Ärztliche Korrespondenz.

Hrn. Johann P. in Sanyusch (Galizien). Geeignete Federhalter für mit Schreibtafel behaftete können Sie von dem Instrumentenmacher Dröll, Friedensstr. 10 in Frankfurt a. M., beziehen. — Dr. St.

Hrn. G. R. in Ragdeburg und Herm. J. M. in Pest. Die angefragten Pillen, sowie das betreffende Pulver sind durchaus werthlos, wie die meisten dergleichen auf Zeitungserklären sich stützenden Heilmittel. — Dr. St.

Hrn. D. M. in Königshütte. Allerdings gibt es dergleichen Mittel; allein solche sind nur unter ärztlicher Kontrolle anwendbar. — Dr. St.

Hrn. F. D. W. in Pl. Zur Beantwortung auf korrespondentiellem Wege ungeeignet. — Dr. St.

Frau Sidonie J. — a in P. Hr. D. S. in Oberstein und Hr. A. S. in R. Derartige Leiden können nur nach persönlicher Untersuchung von Seiten eines Arztes Beurtheilung finden. — Dr. St.

Hrn. Fr. G. in Hamburg. Der „Freitaggelehrte“ W. B. in Berlin sucht auf dem Wege der Zeitungserklärung unglücklich Leidende einzig und allein um ihr Geld zu prellen. Heilerfolge hat derselbe mit seiner „Methode“ durchaus keine aufzuweisen. — Dr. St.

Hrn. F. P. in P. Das einzige Mittel, um beginnende Erkrankung der Zähne vor gänzlichem Verderben zu schützen, ist Reinigenlassen derselben durch einen geschickten Zahnarzt und Ausfüllen der hohlen Stellen mit sogenannter „Plombe“. — Dr. St.

Anfragen*.)

13) Gibt es einen dauerhaften Kitt zum Ausfüllen der Fugen und Spalten von Parket- und anderen Holzböden anstatt dem lästigen Ausfüllen vom Schreiner, und worin besteht derselbe? W. J. in Baden.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Bereich werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Ausnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Graf Rützel, Roman von Johannes von Dewoll, Fortsetzung. — Falke Haare, Skizze von H. Rabe. — Zum hundertjährigen Todestage Gottlieb Ophrahm Lessing's. — Land in Sicht. — Fastnacht. I. Heimkehr vom Maskenball. — Die Höhe der berühmtesten Bauwerke. — Ein dunkler Schatten. Erzählung von H. L. Keimar. Fortsetzung. — Aus Natur und Leben. — Humoristische Blätter. — Charade. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Gottlieb Ophrahm Lessing. — Land in Sicht, nach einer Zeichnung von A. Emalie. — Seidenfabrikation im Libanon. — Fastnacht. I. Heimkehr vom Maskenball, nach einer Zeichnung von J. D. Wajson. — Aus unserer humoristischen Wappe, Originalzeichnungen.

Neues illustriertes Prachtwerk

aus dem Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Die schöne Müllerin.

Liederzyklus von W. Müller.

In Musik gesetzt von Franz Schubert.

Illustrierte Pracht-Ausgabe

mit 60 Original-Zeichnungen von A. Baumann und K. Schuster.

Preis elegant kartonirt 12 Mark, in reichverziertem Original-Einband mit Goldschnitt 18 Mark.

Ein Prachtwerk im vollsten Sinne des Wortes, bildet diese Publikation eine harmonische Vereinigung der Ton-, Dicht- und zeichnerischen Darstellungskunst, die sicher wohlverdiente allgemeinste Anerkennung und weite Verbreitung finden wird.

Leipziger Tageblatt.

Antündigungen.

Die Dual gepolte Nonpareilseife 60 Pfg.

Die Naturheilkunst

Oberer Wald bei St. Gallen, Schweiz, genöhrt höhere Heilung in allen chronischen Krankheiten. Winter- u. Sommerkuren, Wälder klimatischer Kurort. Pension von 4 1/2 Mark an inkl. Bäder u. Behandlung. 34587. Erfahrung des hies. Arztes Dr. Hahn (i. das Prax. Handbuch der naturgem. Heilweise. 4. Aufl. Berlin, Th. Grieben.) 597

Eigene Arbeit! Preisgekrönt Düsseldorf 1880 für „hervorragende Leistung“.

Violenen

von 6-30 M. berühmte Meister 20-200 M. Bogen 1-30 M. Etais 3 1/2-40 M. Gitarren 6-50 M. Saiten von vorzögl. Haltbarkeit. Garantie! Die patent. Stumme Violine z. Studiren (eigene Erfindung). Bratschen, Cello und Bläser. Reparaturen! Empf. von Wilhelm J. Sarasate, Sauret, Singer etc. Export! Wiederwerk. Rabatt. Preis-courante franco. 514 Gebrüder Wolf, Saiten-Instrumentenfabrik Creuznach.

VENTILATION

von Gebäuden jeder Art. Einzelne praktische Ventilationsapparate. 559 Ingenieur Sanftleben, Magdeburg.

PATENT

Besorgung u. Verwerthung J. BRANDT Civil-Ingenieur Königsgrüner Str. 131. BERLIN. W.

Panzer-Uhrketten,

von echt Gold nicht zu unterscheiden, 5 Jahre schriftliche Garantie.



Garantie-Schein. Für die heute bei mir gekaufte Panzerkette übernehme ich eine Garantie auf 5 Jahre, d. h. ich nehme diese Kette gegen Zahlung des dafür erlegten Preises zurück, falls dieselbe innerhalb eines Jahres Gebrauches schwarz wird. W. Grünbaum, Berlin C., 34 Jerusalemstr. 535

Zu Festgeschenken kann israelitischen Familien als ein hervorragendes gediegenes Prachtwerk auf's Wärmste empfohlen werden:

Die Heilige Schrift der Israeliten

in deutscher Uebersetzung von Dr. Ludwig Philippson. Illustrierte Pracht-Ausgabe mit reichen Textverzierungen und einhundert vierundfünfzig großen Bildern von Gustav Doré. Zwei Bände Groß-Folio in einem Band prachtvoll gebunden mit Goldschnitt und reichster Original-Gold- und Relief-Pressung nach Zeichnung von Julius Schnorr in Stuttgart. In ganz Marokko roth mit reichster Goldpressung u. Goldschnitt M. 94. Schwarz „ „ „ „ 89. „ „ „ „ 84. „ „ „ „ 83. Ebenso schwarz „ „ „ „ 83.

Der Einband ist dem erhabenen Inhalt des Werkes und der mosaischen Tradition entsprechend in feinsten Rollen ausgeführt. Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes. Die Verlagshandlung: Eduard Hallberger. Gegenstände, Touren, Orden, Mützen, Attrappen etc., empfiehlt die Fabrik von Gelbke & Benedictus, Dresden. Illustrierte Preis-courante gratis und franco. 512 Männer von Hochstimmen — gefügt auf Experimenten — mit und überin, daß eine abgeschlossene Luftkammer das allein richtige Ventilationsmittel ist. Unsere neugeknoteten Luftunterkleider sind daher in Zeugnissen ärztlicher Autoritäten als die gesundensten, angenehmsten, dauerhaftesten, reinlichsten und billigsten Unterkleider bezeichnet worden. Prospekt und Zeugnisse gratis. 479 Karl Mez & Söhne, Freiburg in Baden. Anerkannt vorzügliches Lehrbuch für den Klavierunterricht. Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig. Klavier-Schule für Kinder mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Aufengang bearbeitet von Heinrich Reiser. In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Abtheilungen. Preis der ersten Abtheilung eleg. brosch. M. 2. 50., der zweiten, dritten und vierten Abtheilung eleg. brosch. je M. 3. — Eine der besten Klavierschulen liegt hier vor. Die einzelnen Uebungen schreiten stufenmäßig vom Leichteren zum Schwereren vor und sind so gewöhnt, daß sie die Lust und Liebe der Kinder zur Musik wecken. Wir wünschen dieser Klavierschule weiteste Verbreitung. Braunschweiger Schublatt. Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

Bode & Trone, Hannover, Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke,

Table with columns for 'empfehlen', 'Diebstichere Kassetten', and prices for various sizes (Vängem, Breitem, Höhe) and quantities (1-7).

Kanarienvögel

Wie beschafft man Patente? Das Reichspatentgesetz mit Anhang versehen gegen 25 Pf. Marken G. Pittner, Ingenieur u. Patentanwalt, Berlin, Grennfelderstr. 1. 468 Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis u. franco. Wilh. Schiller & Co., Berlin O. 495 Populäres Polytechnikum.

Zulius Gertig, Fonds- u. Lotterie-Geschäft, Hamburg.

Der Haarschwind

Vorbeerbäumchen

aus Samen. 25-30 Ctm. hoch, eine herrliche Acquisition für jedes Zimmer und namentlich für die Küche. Bei sehr leichter Kultur halten sie sich auch sehr gut im Winter und lassen sich nach Belieben zu Kronen- oder Pyramidenbäumchen ziehen. offerirt pr. Kassa oder Nachnahme 1 Stk. 50 Pfg., 5 Stk. 2 M. 25 Pfg., 10 Stk. 4 M. 60 Pf. Köllrik. J. Siekmann.

Giftfreier Haarrestorer,

welcher ergrauten und reihen Haaren ihre ursprüngliche blonde, braune und schwarze Farbe nach und nach wiedergibt, ohne große Vorbereitung des lästigen Färbens der Haare, ist zu haben bei L. H. Bernhardt, Braunschweig, Quäkern 4. 589

Klinik,

vom Staate lang. zur gründlichen Heilung bartmächtiger Haut-, Unterleibstr., Schwäche, Nervengerath., Rheumatismus u. dergl. Dr. Rosenfeld, Berlin, Friedrichstr. 189. Auch briefl. Heilbericht gratis.

Für Männer jeden Alters sehr wichtige Erkennung.

Genetralagent Bjakki in Rürnberg. 555

Schwindsucht ist heilbar.

Im Jahre 1874 erl. ich an Lungenentzündung; durch selbige Bekanndt. gestaltete sich mein Leben nach Jährl. Quinsehen zur Schwindsucht. Habe 2 Jahr in der traurigsten Weise an röcheln, ähnelndem, pfeifendem Schweißhusten, Brechen, geschwächter Brust, Ähnen, Schwäche, jähelndem Schweißhusten, kein Schlaf ererente mich, in ständiger Stellung verbrachte ich die Nächte, von ärztlicher Hilfe verlassen, durch Zeitungsbüchlein um vieles Geld betrogen, mein Bart wie Haupthaar war grau-weiß, mein Blut war verhärtet und dick, durch den hohen eiterigen Husten die Sprache verlorren, auf ebernem Wege vermochte ich keine 30 Schritt zu gehen, schluchtsvoll wünschte ich mir nur den Tod. Da fand ich am Rande der Zeitungswelt durch Gottes Hilfe in einem uralten Doktor-buche ein Heilmittel, wodurch ich zum Erkranken Älter und meiner Arzte wunderbar schnell gesund wurde. Die Brust wurde frei, der Athem leicht, der eiterige Schweißhusten löste sich leicht los und wurde dünner, ich erwahte zu einem neuen Leben. Ererente mich seit 1 1/2 Jahren einer vortrefflichen Gesundheit, verschwunden sind die grauen Haare, mein Blut ist hellroth und dünn, bin 51 Jahre alt, schreite auf ebenem Wege tüchtig aus, jedoch bergaus fehlt mir der eiterige Husten, wodurch die Lungenzellen (Atmungsorgane) zerstört sind; jedoch ich lebe und befinde mich wohl. Viele Lungen- (Wähnen-) Kranke haben ihre verlorrene Gesundheit durch mich wieder gefunden; ähnlich Leidende finden durch mein Naturheilmittel-Heilmittel sichere Hilfe. Nur brieflich wollte man sich an mich wenden. Karl Säse in Wina (Sachsen).